Im Reiche des Dionysos, das jetzt wieder manchmal sogar bis 4 Uhr früh offen halten darf, dort, wo jeder Kaffeesieder ~~sich~~ seine »Prominenten« hält und die Burgschauspielerinnen angerückt kommen, um fürs liebe Brot geschwind noch ein bischen Tralala zu machen; in der Sphäre, die die Schmach der bürgerlichen Kultur im Betrieb der von ihr ruinierten und nun auch entehrten Kunst spiegelt, dort, wo das Champagnergeschäft geistige Vorwände braucht und zwischen zahnstochernden Schiebern jetzt auch die kostspieligsten Literaturkommis serviert werden; wo ganz bestimmt demnächst jeder Wäschelieferant seinen Conferencier haben wird nebst !!Jazzband!! und Herrn Slezak — dort sticht mir seit Jahren das seltsame Wortgebilde »Benatzky-Selim« in die Augen. »Ralph« ist ohneweiters als Attribut mondäner künstlerischer Betätigung verständlich. Aber »Josma Selim« hielt ich ursprünglich für eine Zigarette. Nicht einmal für eine, die wie »die gute Massary« über die ganze Breite der Friedrichstraße zwei Welten der Reklame verbindet, sondern für eine Sorte schlechthin. Allmählich wurde ich, den das Plakatwesen nicht seiner Bestimmung gemäß anzieht, sondern abstößt, darauf aufmerksam, daß es sich um etwas Künstlerisches handelt und in der Verbindung Benatzky-Selim um einen Dual, dessen Reiz gerade in der Untrennbarkeit beruht. Der Fall, daß einer der beiden Teile erkrankt, wodurch naturgemäß das Ganze undurchführbar wäre, kann nicht vorkommen, da sie, wie behauptet wird, nur gemeinsam erkranken. Als es jüngst tatsächlich vorkam, hieß es, ein gemeinsamer Wespenstich — ursprünglich ~~der~~ Josma Selim zugedacht, aber, um Benatzky nicht zurückzusetzen, aufgeteilt — habe sie zur Absage gezwungen. Nun brenne ich seit Jahren darauf, dieses Künstlerpaar, von dem eine berauschende Wirkung ausgehen soll, kennen zu lernen. Da das aber nicht zu machen ist, indem ich mir doch seit Jahren all das versagen muß, was andern Menschen das Herz pumpern macht — wie gern hätte ich zum Beispiel Hans Müllern im Pavillon Törley erlebt (der auch bessere Zeiten gesehn hat, als dort noch Mausis ohne Literatur verkehrten) — da das also nicht zu machen ist, muß ich mir alles vorstellen und es geht auch so. Ja ich bilde mir ein, daß ich von der Art des Benatzky, die sicher moussierend ist, eine bessere Vorstellung habe als das Publikum, das ihm zuströmt. Ich glaube, daß ich des Erlebnisses Benatzky-Selim so völlig habhaft bin, daß ich es nachbilden könnte. Mein Eindruck ist, daß hier das Wiener Freudeleben zu jener internationalen Note gelangt ist, die dem Geschmack der

[illegible]

ganz raffinierten Genießer entspricht, indem einerseits, bei Benatzky, die fine fleur des fin de siècle von einem five o clok zum Ausdruck kommt, während anderseits, bei Selim, das gewisse je ne sais quoi vorhanden ist. Ohne Grund befindet sich nicht das Publikum in einem Taumel. Es gibt eben Erscheinungen, die einfach vorhanden sind und deren Wirkung man mit Analyse nicht beikommt. Wenn Meister Schönpflug eine Figur nur so hinstellt und man in Zweifel sein könnte, ob er eine offene Pappen oder eine hängende Zunge intendiert hat, so ist doch der Eindruck, der speziell beim christlichen Publikum entsteht, ein auf den ersten Blick gspaßiger, und eben dieses Publikum wird nicht umhin können, zu wiehern, wenn der urkomische Dr. Bergauer im Umgang mit der bloß komischen Alten die Daumen zu drehn, zu scheangeln und mit den Lippen zu zittern beginnt, also das tut, was seit dem Gesangskomiker Stelzer zwischen Budweis und Klagenfurt in verfänglichen Situationen zu geschehen pflegt. (Ich habe ihn gesehen, nachdem ich ihn längst gekannt hatte.) Das sind die elementaren Wirkungen auf einem mehr volkstümlichen Niveau. Benatzky-Selim befriedigen die Ansprüche einer verwöhnteren Kultur und es ist ein Publikum von Gourmands, das bei ihnen auf seine Kosten kommt. Und doch. (Hier könnte man etwa fortsetzen: Und doch ist es eine dezente Note, die sie pflegen, im Gegensatz zu der mehr verruchten Erotik, die ein maitre de plaisier und zugleich arbiter elegantiarum wie Siegfried Geyer nach Wien gebracht hat, der drei Geyerbühnen leitet, les affaires sont les affaires, und den Zeitpunkt wahrnahm, wann das Publikum der rue de Rothenturm für Poiret mit etwas Grandguignol reif wurde.) Benatzky-Selim, stelle ich mir vor, deuten mehr an, als sie aussprechen, tändeln mit den Dingen, auf die es letzten Endes doch ankommt, und reizen das Publikum, welches speziell in Champagnerlokalen das unbestimmte Gefühl hat, daß alles ein Umweg zur geschlechtlichen Betätigung ist, indem sie das Ziel mehr verheimlichen als aufdecken. Ich stelle mir vor, daß alles nicht direkt gesagt wird, sondern durch die Blume, ein Hauch, ein Zwinkern genügt da oft. Aussprechen was ist, wie etwa Salten in der »Josephine Mutzenbacher« es getan hat, ist nicht Benatzky-Selims Sache. Auch spielen sich die Vorgänge gewiß nicht in den Niederungen des

→ o'clock

3

Freudlebens ab, sondern es dürften Prinzessinnen und Pagen vorkommen und was sich da zwischen Taxushecken tut, dürfte mit ähnlicher Grazie höchstens noch getroffen sein, wenn Dörmann in die Saiten seiner Leier greift oder Krenes zu seinem Silberstift. Das Kabarettpublikum, jahraus jahrein vor die Alternative gestellt, sich für einen Proleten, was kann er dafür, oder für eine Dirne, was liegt daran, zu entscheiden, liebt diese Abwechslung, durch ein Trällerliedchen zu erfahren, daß auch in höheren Kreisen, und selbst dort wo man es gar nicht glauben würde, etwa zwischen Nonnen und Mönchen (besser Abbés) ein lebhafter Geschlechtsverkehr herrscht. Selim macht gewiß einen frommen Augenaufschlag, wenn sie besonders Anzügliches, das ihr da Benatzky in den Mund legt, zu beichten hat, und ich sehe so deutlich das Schmunzeln derer, die das Glück haben, dabei zu sein, ich mache so jede Nuance von Darbietung und Empfängnis mit bis zu dem Punkt, wo der Gatte die Gattin anstößt und fragt, ob sie verstanden hat — daß es auch mich anregt und mein Nachtleben etwas Freude abbekommt. Der Eindruck, den ich gewinne, wird durch einen Blick in die Sonn- und Montagszeitung bestätigt, wo ein Kenner die belebende Wirkung, die von Benatzky-Selim ausgeht, folgendermaßen bezeugt:

Daß nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet, glaube ich freilich nicht, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß jeder Gedankenstrich die schalkhafte Enttäuschung immer der nämlichen Erwartung ausdrücken soll.

29

— — irgendwo gibt es eine Oase, auf die das echte, richtige Chanson geflüchtet ist und wo es seine allerbeste Tradition zu wahren vermocht hat. Diese Oase befindet sich dort, wo das Künstlerpaar Selim-Benatzky jeweils auftritt.

— — Man sollte es nicht für möglich halten — aber hier gibt es eine Chansonnière, die über ein ganz vortreffliches Repertoire verfügt. Man könnte aber auch sagen: man begegnet in Dr. Ralph Benatzky sozusagen dem besten Vertreter seines Genres, der in Josma Selim eine geradezu ideale Interpretin besitzt.

Herz, was begehrst du noch mehr?

— — Das ist das Wunderbare bei den Benatzkys oder den Selims, bei den Ralphs oder den Josmas, daß sie inmitten der normalen Kabarettwüste Vollkommenes bieten. Vor allem ein vollkommenes Programm. Sechs Chansons, bitte sehr. Und dann gibt es ein siebentes als Draufgabe. — —

Ausnahmslos besitzen sie ihre geistreiche, witzig pointierte Note und ihre sanfte, apart melodische Linie. Es sprüht aus ihnen, vor allem aber aus der Eigenart des Vortrags von Josma Selim eine wirklich wienerische Anmut, die sich aufs glücklichste mit einer fast französischen Pikanterie vermählt. — —

Was den beiden besonders hoch anzurechnen ist: daß bei ihnen, obwohl sie in der Nähe der Mitternachtsstunde auftreten, nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet; daß in ihren Darbietungen die Zote nicht ihr Unwesen treibt. — — So bleibt uns nichts übrig, als zum Schluß zu sagen: freuen wir uns, daß wir die beiden haben, wenn sie nicht zufällig auf einer Auslandstournée begriffen sind . . .

Herz, was begehrst du noch mehr?

Im Reiche des Dionysos, das jetzt wieder manchmal sogar bis 4 Uhr früh offen halten darf, dort, wo jeder Kaffeesieder seine »Prominenten« hat und die Burgschauspielerinnen angerückt kommen, um fürs liebe Brot geschwind noch ein bischen Tralala zu machen; in der Sphäre, die die Schmach der bürgerlichen Kultur im Betrieb der von ihr ruinierten und nun auch entehrten Kunst spiegelt, dort, wo das Champagnergeschäft geistige Vorwände braucht und zwischen zahnstochernden Schiebern jetzt auch die kostspieligsten Literaturkommis serviert werden; wo ganz bestimmt demnächst jeder Wäschelieferant seinen Conferencier haben wird nebst !!Jazzband!! und Herrn Slezak — eben dort sticht mir seit Jahren das seltsame Wortgebilde »Benatzky-Selim« in die Augen. »Ralph« ist ohneweiters als Attribut mondäner künstlerischer Betätigung verständlich. Aber »Josma« in Verbindung mit »Selim« hielt ich ursprünglich für eine Zigarette. Nicht einmal für eine, die wie »die gute Massary« über die ganze Breite der Friedrichstraße zwei Welten der Reklame verbindet, sondern für eine Sorte schlechthin. Allmählich wurde ich, den das Plakatwesen nicht seiner Bestimmung gemäß anzieht, sondern abstößt, darauf aufmerksam, daß es sich um etwas Künstlerisches handelt und in der Verbindung Benatzky-Selim um einen Dual, dessen Reiz gerade in der Untrennbarkeit beruht. Der Fall, daß einer der beiden Teile erkrankt, wodurch naturgemäß das Ganze undurchführbar wäre, kann nicht vorkommen, da sie, wie behauptet wird, nur gemeinsam erkranken. Als es jüngst tatsächlich ~~vorkam~~, hieß es, ein gemeinsamer Wespenstich — ursprünglich Josma Selim zugedacht, aber, um Benatzky nicht zurückzusetzen, aufgeteilt — habe sie zur Absage gezwungen. Nun brenne ich seit Jahren darauf, dieses Künstlerpaar, von dem eine berauschende Wirkung ausgehen soll, kennen zu lernen. Da das aber nicht zu machen ist, indem ich mir doch seit Jahren all das versagen muß, was andern Menschen das Herz pumpern macht — wie gern hätte ich zum Beispiel Hans Müllern im Pavillon Törley erlebt (der auch bessere Zeiten gesehn hat, als dort noch Mausis ohne Literatur verkehrten) — da das also nicht zu machen ist, muß ich mir alles vorstellen und es geht auch so. Ja ich bilde mir ein, daß ich von der Art des Benatzky, die sicher moussierend ist, eine noch bessere Vorstellung habe als das Publikum, das ihm zuströmt. Ich glaube, daß ich des Erlebnisses ~~Benatzky~~-Selim so völlig habhaft bin, daß ich es nachbilden könnte. Mein Eindruck ist, daß hier das Wiener Freudenleben zu jener internationalen Note gelangt ist, die dem Geschmack der

ganz raffinierten Genießer entspricht, indem einerseits, bei Benatzky die fine fleur des fin de siècle von einem five o'clock zum Ausdruck kommt, während anderseits, bei Selim, das gewisse Jenesaisquoi vorhanden ist. Leider ist offenbar das zu eigen, was ich kürzlich in einer Gehirnjauche, die ich mit einer neuen Operette serviert fand, als die »Verbindung von Duft und Schlager« definiert sah. Ja, ohne Grund befindet sich nicht das Publikum in einem Taumel. Es gibt eben Erscheinungen, die einfach vorhanden sind und deren Wirkung man mit Analyse nicht beikommt. Wenn Meister Schönpflug eine Figur nur so hinstellt und man in Zweifel sein könnte, ob er eine offene Pappen oder eine hängende Zunge intendiert hat, so ist doch der Eindruck, der speziell beim christlichen Publikum entsteht, ein auf den ersten Blick gspaßiger, und eben dieses Publikum wird nicht umhin können, zu wiehern, wenn der urkomische Dr. Bergauer im Umgang mit der bloß komischen Alten die Daumen zu drehn, zu scheangeln und mit den Lippen zu bibbern beginnt, also das tut, was seit dem Gesangskomiker Stelzer zwischen Budweis und Klagenfurt in verfänglichen Situationen zu geschehen pflegt. (Ich habe ihn gesehen, halt nachdem ich ihn längst gekannt hatte.) Das sind die elementaren Wirkungen auf den Unwiderstehlichen, einem mehr volkstümlichen Niveau. Benatzky-Selim befriedigen die Ansprüche einer verwöhnteren Kultur und es ist ein spezifisches Publikum von Gourmands, das bei ihnen auf seine Kosten kommt. Und doch. (Hier könnte man etwa fortsetzen: Und doch ist es eine dezente Note, die sie pflegen, im Gegensatz zu der mehr verruchten Erotik, die ein maitre de plaisier und zugleich arbiter elegantiarum wie Siegfried Geyer nach Wien gebracht hat, der drei Geyer-Bühnen leitet, les affaires sont les affaires, und den Zeitpunkt wahrnahm, wann das Publikum der rue de Rothenturm für Poiret mit etwas Grandguignol reif wurde.) Benatzky-Selim, stelle ich mir vor, deuten mehr an, als sie aussprechen, tändeln mit den Dingen, auf die es letzten Endes doch ankommt, und reizen das Publikum, welches speziell in Champagnerlokalen das unbestimmte Gefühl hat, daß alles ein Umweg zur geschlechtlichen Betätigung ist, indem sie das Ziel mehr verheimlichen als aufdecken. Ich stelle mir vor, daß alles nicht direkt gesagt wird, sondern durch die Blume, ein Hauch, ein Zwinkern genügt da oft. Aussprechen was ist, wie etwa Salten in der »Josephine Mutzenbacher« es getan hat, ist nicht Benatzky-Selims Sache. Auch spielen sich die Vorgänge meist nicht in den Niederungen des Freudenlebens ab, sondern es dürften Prinzessinnen und Pagen vorkommen und was sich da zwischen Taxushecken tut, dürfte mit ähnlicher Grazie höchstens noch getroffen sein, wenn Dörmann in die Saiten seiner Leier greift oder Krenes zu seinem Silberstift.

Das Kabarettpublikum, jahraus jahrein vor die Alternative gestellt, sich für einen Proleten, was kann er dafür, oder für eine Dirne, was liegt daran, zu entscheiden, liebt diese Abwechslung, durch ein Trällerliedchen zu erfahren, daß auch in höheren Kreisen, und selbst dort wo man es gar nicht glauben würde, etwa zwischen Nonnen und Mönchen (besser Abbés) ein lebhafter Geschlechtsverkehr herrscht. Selim macht gewiß einen frommen Augenaufschlag, wenn sie besonders Anzügliches, das ihr da Benatzky in den Mund legt, zu beichten hat, und ich sehe so deutlich das Schmunzeln derer, die das Glück haben, dabei zu sein, ich mache so jede Nuance von Darbietung und Empfängnis mit bis zu dem Punkt, wo der Gatte die Gattin anstößt und fragt, ob sie verstanden hat — daß es auch mich anregt und mein Nachtleben etwas Freude abbekommt. Der Eindruck, den ich gewinne, wird durch einen Blick in die Sonn- und Montagszeitung bestätigt, wo ein Kenner die belebende Wirkung, die von Benatzky-Selim ausgeht, folgendermaßen bekundet:

— — irgendwo gibt es eine Oase, auf die das echte, richtige Chanson geflüchtet ist und wo es seine allerbeste Tradition zu wahren vermocht hat. Diese Oase befindet sich dort, wo das Künstlerpaar Selim-Benatzky jeweils auftritt.

— — Man sollte es nicht für möglich halten — aber hier gibt es eine Chansonnière, die über ein ganz vortreffliches Repertoire verfügt. Man könnte aber auch sagen: man begegnet in Dr. Ralph Benatzky sozusagen dem besten Vertreter seines Genres, der in Josma Selim eine geradezu ideale Interpretin besitzt.

Herz, was begehrst du noch mehr?

— — Das ist das Wunderbare bei den Benatzkys oder den Selims, bei den Ralphs oder den Josmas, daß sie inmitten der normalen Kabarettwüste Vollkommenes bieten. Vor allem ein vollkommenes Programm. Sechs Chansons, bitte sehr. Und dann gibt es ein siebentes als Draufgabe. — —

Ausnahmslos besitzen sie ihre geistreiche, witzig pointierte Note und ihre sanfte, apart melodische Linie. Es sprüht aus ihnen, vor allem aber aus der Eigenart des Vortrags von Josma Selim eine wirklich wienerische Anmut, die sich aufs glücklichste mit einer fast französichen Pikanterie vermählt. — —

Was den beiden besonders hoch anzurechnen ist: daß bei ihnen, obwohl sie in der Nähe der Mitternachtsstunde auftreten, nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet; daß in ihren Darbietungen die Zote nicht ihr Unwesen treibt. — — So bleibt uns nichts übrig, als zum Schluß zu sagen: freuen wir uns, daß wir die beiden haben, wenn sie nicht zufällig auf einer Auslandstournée begriffen sind . . .

Daß nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet, glaube ich ~~freilich~~ nicht, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß jeder Gedankenstrich die schalkhafte Enttäuschung immer der nämlichen Erwartung ausdrück~~en soll~~. Und es ist da ein glücklicher Zufall, daß in der nämlichen Nummer eine der entzückenden Chansons des Meisters veröffentlicht wird, geistreich, witzig pointiert und mit sanfter, apart melodischer Linie/ /:

Ich mache ein ästhetisches Vivum hin. Freilich, d.

Abschied am Kupeefenster.

»Leb' wohl, mein kleiner Prinz!
Ach, daß ich rasch vergesse
Den gestrigen schönen Tag, die heut'ge wilde Nacht! —
Die treuen Untertanen lesen beim Frühstück morgen in der Presse:
»Seine Hoheit, Prinz Franz, haben den gestrigen Tag und die Nacht auf der Jagd verbracht.«
Und reisen Sie recht gut, zwar mach' ich mir nicht Sorgen,
Denn Ihr Waggon-lit ist wirklich exquisit,
Und schlafen Sie . . . Sie brauchen's! . . . Damit man nicht am Ende morgen
Die dunklen Schatten unter Ihren Augen gar zu deutlich sieht!
Und morgen früh erweckt Sie Glockenklang,
Böllerschüsse, Trommel und Gesang —
Feierlicher Empfang!
Des Bürgermeisters Töchterlein reicht Blumen zum Fenster, in Huldigungsdress . . . .
Und noch jemand empfängt Sie . . . Ihre Frau . . . madame la princesse!
»Ach teure Gattin! Wie ich mich nach dir gesehnt hab'« —
»Ach teurer Gatte! Wie lang' ich die Ungeduld nach dir bezähmt hab' . . .«
So schwört Ihr Euch aufs neue,
Daß ihr hieltet hoch der Ehe Treue —
Und bei diesen reizenden Dialogen
Denkt sie des Pagen Reymond Saint-Cyr,
Mit dem sie . . . Marienlieder gesungen . . .
Genau, mein Prinz, wie du mit mir! —
Leb' wohl, mein kleiner Prinz!
Ich liebe dich so . . . pst! Ihr Adjutant! . . .
Es ist nicht opportun, daß er diese Worte höre —
Ich küsse Hoheit untertänigst die erlauchte Hand
Und danke für die hohe Ehre!«

Ralph Benatzky.

Der alte Löwi begleitet seinen Sohn zur Bahn und verabschiedet sich von ihm mit den Worten: »Leb wohl, Josef, fahr' mit Gott!« Josef: »Wos redest du do, Tate, wird Gott fahren dritte Klass'?«

Man versteht. Der Prinz war nicht auf der Jagd, sondern er hat — also man versteht. Während die »Untertanen« glauben, hat er in Wahrheit. Woher die dunklen Schatten unter seinen Augen kommen, auf die ihn die Urheberin aufmerksam macht, wird nicht direkt gesagt, ~~sondern~~ die Phantasie erhält einen gewissen Spielraum. Madame la princesse war aber inzwischen auch nicht faul. Sie hat mit dem Pagen (Reymond Saint-Cyr heißt er ausgerechnet) — also sie hat mit ihm . . . Hier, wo der Tat kein Gedankenstrich, aber drei Punkte vor dem Verbum die Spannung aufs höchste steigern und drei Punkte nach dem Verbum ein diskretes Abklingen bewirken, bleibt jedem Hörer noch etwas zu erraten übrig, und mancher dürfte beim Nachhausegehen ~~noch~~ murmeln: »Nanu, Marienlieder hat sie gesungen!« Mit einem Wort, wienerische Anmut vermählt sich aufs glücklichste mit einer fast französischen Pikanterie. (Nur um dieser zu noch stärkerem Nachdruck zu verhelfen, erscheint hier die gleich anschließende Geschichte vom alten Löwi mitzitiert.) Herz, was begehrst du noch mehr? Kein Zweifel, seit dieses Wien die »Kleinkunst« hat, werden auch die verwöhntesten Ansprüche befriedigt. ~~In den~~ achtziger und neunziger Jahren wurde der ganze erotische Bedarf durch die ‚Pikanten Blätter', die ‚Bombe', die ‚Karikaturen' ~~befriedigt~~, die höchstens noch von den ‚Pschütt-Karikaturen' übertrumpft werden konnten. Pschütt — das war die Losung des höchsten Sinnenkitzels. In der Kassa jedes Kaffeehauses lehnte der Lebemann, ein Individuum mit schütterem Haarboden, aufgedrehtem Schnurrbart und wässerigen Augen, deren eines von einem Glasscherben bedeckt war, in Zivil oder auch verkleidet, und man sah ihn in der nämlichen Stellung in den ‚Karikaturen' oder Pschütt-Karikaturen, doch da war er von Fischer-Kollstrand. Oft beugte er sich über ein Sofa, auf dem immer die nämliche ~~Kurtisane~~ lag, völlig ausdruckslos und nur erschaffen, um den einen Dialog zu absolvieren, der sich immer um dasselbe Thema drehte. Jedes Bordell hatte ein sogenanntes Milan-Zimmer, das der ~~Novize~~ mit Ehrfurcht betrachtete. Das feinere Freudenleben beherrschte die Sachs, die mehr ein Begriff war als eine reale Kupplerin und die sich von den Richtern, die Prozesse wegen Kuppeleien durchzuführen versuchten, dadurch unterschied, daß diese nicht unabsetzbar, sie aber unerreichbar war. In all dieser Zeit und während sich dies begab, gingen Männer mit Schlapphüten und ~~Kaiser~~bärten angetan auf der

Ringstraße herum, das waren die Künstler. Gleichwohl muß gesagt werden, daß es eine reinlichere, wenngleich simplere Epoche war als jene, deren hurisches A~~rran~~gement sich durch Gürtelröcke, Jazzband, Psychoanalyse, Raumbühne und alle Furien, die im Ruf »Die Stundeee« —!« losgelassen sind, unverkennbar anzeigt. Und wenn wir am Ende das kulturelle Fazit ziehen, so dürfte sich herausstellen, daß eine Inhaltsangabe de~~r~~ ~~»Braut~~ aus 1001 Nacht« die geistige Wirklichkeit dieses Lebens auf einem Niveau ~~zeigt~~, auf dem das Erraten dessen, was madame la princesse inzwischen gemacht hat, während Seine Hoheit nicht auf der Jagd war, zu einer Gehirnleistung wird und Benatzky zum losesten Cupido, der je die Götter des Olymps an der Nase herum geführt hat. Die Bühnenrevolutionäre können sich getrost Zeit lassen, recht viel von jener, der sie ihre Kunst aufkonstruieren wollen. Die einzige Brücke, die zum Publikum führt, schlagen die Champagnerbudiker. Die schlauen Bühnenre~~former~~, die nicht nur Snob, sondern auch Mob gewinnen wollen, wissen ganz gut, daß die Entwicklung, und wenn sie noch so tut als ob sie des esoterischen Aufputzes nicht entbehren könnte, die Szene bloß nach der Richtung ~~ausbau~~, daß sie zum Restaurant wird. Herr Reinhardt, ein Mann, der's mit der Zeit wahrlich aufnehmen kann, die ihm seit zwanzig Jahren aufsitzt, und der erfaßt hat, daß wie einst den Göttern der Kaufmann, so jetzt dem Schieber die Künstler gehören, hat in Wien, wo er die Sträußel-Säle eröffnete und für warme Küche nach Schluß der Vorstellung sorgte, nicht radikal genug eingesetzt. Es muß während der Vorstellung gefressen werden ~~können~~. »Reinhardt neues Berliner Theater ist ein Logentheater und erhält eine besondere Note durch die Aufstellung kleiner Tische in den Logen-Vorräumen, so daß die Gäste in den Pausen an Ort und Stelle werden speisen können.« Herz, was begehrst du noch mehr? Etwa, daß die Kleinkunstbühnen, wo schon längst gefressen wird, eine besondere Note erhalten durch die Aufstellung kleiner Betten in den Logen-Vorräumen, wo die Ausgeburten der Hölle höchstens durch das Lachen bei der Vorstellung, daß sie nun selbst Marienlieder singen, daran gehindert sind. Die ~~Verfeinerung~~ des Strichs war im Typus der »Büffetdame« erreicht und der äußerste Wüstling war der Balletonkel. Im Separee wartete der Erzherzog Otto auf die Speisinger Finerl und ließ sich inzwischen die Zeit nicht lang werden, indem ihm der Klavierspieler »Ich bleib viel lieber doder, weil in Wien mein Himmelreich is« vorspielte.

Herz, was begehrst du noch mehr?

Im Reiche des Dionysos, das jetzt wieder manchmal sogar bis 4 Uhr früh offen halten darf, dort, wo jeder Kaffeesieder seine »Prominenten« hat und die Burgschauspielerinnen angerückt kommen, um fürs liebe Brot geschwind noch ein bischen Tralala zu machen; in der Sphäre, die die Schmach der bürgerlichen Kultur im Betrieb der von ihr ruinierten und nun auch entehrten Kunst spiegelt, dort, wo das Champagnergeschäft geistige Vorwände braucht und zwischen zahnstochernden Schiebern jetzt auch die kostspieligsten Literaturkommis serviert werden; wo Theater, Kunst und Literatur sich herabgelassen haben, den Neppgewinn mit den dazu Berufenen zu teilen, und wo ganz bestimmt demnächst auch jeder Wäschelieferant seinen Conferencier haben wird nebst !!Jazzband!! und Herrn Slezak — eben dort sticht mir seit Jahren das seltsame Wortgebilde »Benatzky-Selim« in die Augen. »Ralph« ist ohneweiters als Attribut mondäner künstlerischer Betätigung verständlich. Aber »Josma« in Verbindung mit »Selim« hielt ich ursprünglich für eine Zigarette. Nicht einmal für eine, die wie »die gute Massary« über die ganze Breite der Friedrichstraße zwei Welten der Reklame verbindet, sondern für eine Sorte schlechthin. Allmählich wurde ich, den das Plakatwesen nicht seiner Bestimmung gemäß anzieht, sondern abstößt und zur Verschmähung der Ware animiert, allmählich wurde ich darauf aufmerksam, daß es sich um etwas Künstlerisches handelt und in der Verbindung Benatzky-Selim um einen Dual, dessen Reiz gerade in der Untrennbarkeit beruhen dürfte. So verhält es sich in der Tat und im Vorstellungsleben des Volkes sollen nach allem, was man hört, Verbindungen wie die von Tristan und Isolde, Hero und Leander, Riedel und Beutel, die für die Ewigkeit geschmiedet schienen, längst zurückgetreten sein vor dem Beispiel, das Benatzky-Selim tagtäglich einer zerrissenen Epoche gibt. Der Fall, daß einer der beiden Teile erkrankt, wodurch naturgemäß das Ganze undurchführbar wäre, kann nicht vorkommen, da sie, wie behauptet wird, nur gemeinsam erkranken. Als es jüngst tatsächlich der Fall war, hieß es, ein gemeinsamer Wespenstich — ursprünglich Josma Selim zugedacht, aber, um Benatzky nicht zurückzusetzen, aufgeteilt — habe sie zur Absage gezwungen. Nun brenne ich seit Jahren darauf, dieses Künstlerpaar, von dem eine berauschende Wirkung ausgehen soll, kennen zu lernen. Da das aber nicht zu machen ist, indem ich mir doch eben seit Jahren all das versagen muß, was andern Menschen das Herz pumpern macht — wie gern hätte ich zum Beispiel Hans Müller im »Pavillon« erlebt (in jenem Pavillon Törley, der auch bessere Zeiten gesehn hat, als dort noch Mausis ohne Literatur verkehrten) — da das also nicht zu machen ist, muß ich mir alles vorstellen und es geht auch so. Ja ich bilde mir ein, daß ich von der Art des Benatzky, die sicher moussierend ist, eine noch bessere Vorstellung habe als das Publikum, das ihm zuströmt, und ~~ich~~ glaube, daß ich des Erlebnisses Selim so völlig habhaft bin, daß ich es nachbilden könnte. Mein Eindruck ist, daß hier das Wiener Freudenleben endlich zu jener internationalen Note gelangt ist, die dem Geschmack der

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit, süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

ganz raffinierten Genießer entspricht, indem einerseits, bei Benatzky die fine fleur des fin de siècle von einem five o'clock zum Ausdruck kommt, während anderseits, bei Selim, das gewisse Jenesaisquoi vorhanden ist. Beiden ist offenbar das zu eigen, was ich kürzlich in der Empfehlung einer Gehirnjauche, die zu einer neuen Separeemusik serviert wird, als die »Verbindung von Duft und Schlager« definiert fand. Ja, ohne Grund befindet sich nicht das Publikum in einem Taumel. Es gibt eben Erscheinungen, die einfach vorhanden sind und deren Wirkung man mit Analyse nicht beikommt. Wenn Meister Schönpflug eine Figur nur so hinstellt und man in Zweifel sein könnte, ob er eine offene Pappen oder eine hängende Zunge intendiert hat, so ist doch der Eindruck, der speziell beim christlichen Publikum entsteht, ein auf den ersten Blick gspaßiger, und eben dieses Publikum wird nicht umhin können, zu wiehern, wenn der urkomische Dr. Bergauer im Umgang mit der bloß komischen Alten die Daumen zu drehn, zu scheangeln und mit den Lippen zu bibbern beginnt, also das tut, was halt seit dem Gesangskomiker Stelzer zwischen Budweis und Klagenfurt in verfänglichen Situationen zu geschehen pflegt. (Ich habe ihn gesehen, den Unwiderstehlichen, nachdem ich ihn längst gekannt hatte.) Das sind die elementaren Wirkungen auf einem mehr volkstümlichen Niveau. Benatzky-Selim befriedigen die Ansprüche einer verwöhnteren Kultur und es ist die spezifische Schichte von Gourmands, die bei ihnen auf die Kosten kommt. Und doch. (Hier könnte man etwa fortsetzen: Und doch ist es eine dezente Note, die sie pflegen, im Gegensatz zu der mehr verruchten Erotik, die ein maitre de plaisier und zugleich arbiter elegantiarum wie Siegfried Geyer nach Wien gebracht hat, der drei Geyer-Bühnen leitet, les affaires sont les affaires, und den Zeitpunkt wahrnahm, wann das Publikum der rue de Rothenturm für Poiret mit etwas Grandguignol reif wurde.) Benatzky-Selim, stelle ich mir vor, deuten mehr an, als sie aussprechen, tändeln mit den Dingen, auf die es letzten Endes doch ankommt, und reizen das Publikum, welches speziell in ~~Champagnerlokalen~~ das unbestimmte Gefühl hat, daß alles ein Umweg zur geschlechtlichen Betätigung ist, indem sie das Ziel mehr verheimlichen als aufdecken. Ich stelle mir vor, daß alles nicht geradezu gesagt wird, sondern durch die Blume, ein Hauch, ein Zwinkern genügt da oft. Das ist das Geheimnis der Wirkung, welches darin besteht, das Geheimnis der Ursache nicht zu verraten und doch. Aussprechen was ist, wie etwa Salten in der »Josephine Mutzenbacher« es getan hat, ist nicht Benatzky-Selims Sache. Auch spielen sich die Vorgänge meist nicht in den Niederungen des Freudenlebens ab, sondern es dürften Prinzessinnen und Pagen vorkommen und was sich da zwischen Taxushecken tut, dürfte mit ähnlicher Grazie höchstens noch getroffen sein, wenn Dörmann in die Saiten seiner Leier greift oder Krenes zu seinem Silberstift.

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

+ Chansonier

Das ~~Kabarett~~publikum, jahraus jahrein vor die Alternative gestellt, sich für einen Proleten, was kann er dafür, oder für eine Dirne, was liegt daran, zu entscheiden, liebt diese Abwechslung, durch ein Trällerliedchen zu erfahren, daß auch in höheren Kreisen, und selbst dort wo man es gar nicht glauben würde, etwa zwischen Nonnen und Mönchen (besser Abbés) ein lebhafter Geschlechtsverkehr herrscht. Selim macht gewiß einen frommen Augenaufschlag, wenn sie besonders Anzügliches, das ihr Benatzky da in den Mund legt, zu beichten hat, und ich sehe so deutlich das Schmunzeln derer, die das Glück haben, dabei zu sein, ich mache so jede Nuance von Darbietung und Empfängnis mit bis zu dem Punkt, wo der Göttergatte die Göttergattin anstößt und fragt, ob sie verstanden hat — daß es auch mich anregt und mein Nachtleben etwas Freude abbekommt. Der sympathische Eindruck, den ich gewinne, wird durch einen Blick in die Sonn- und Montagszeitung bestätigt, wo ein feiner Kenner die belebende Wirkung, die von Benatzky-Selim ausgeht, folgendermaßen bekundet:

— — irgendwo gibt es eine Oase, auf die das echte, richtige Chanson geflüchtet ist und wo es seine allerbeste Tradition zu wahren vermocht hat. Diese Oase befindet sich dort, wo das Künstlerpaar Selim-Benatzky jeweils auftritt.

— — Man sollte es nicht für möglich halten — aber hier gibt es eine Chansonnière, die über ein ganz vortreffliches Repertoire verfügt. Man könnte aber auch sagen: man begegnet in Dr. Ralph Benatzky sozusagen dem besten Vertreter seines Genres, der in Josma Selim eine geradezu ideale Interpretin besitzt.

Herz, was begehrst du noch mehr?

— — Das ist das Wunderbare bei den Benatzkys oder den Selims, bei den Ralphs oder den Josmas, daß sie inmitten der normalen Kabarettwüste Vollkommenes bieten. Vor allem ein vollkommenes Programm. Sechs Chansons, bitte sehr. Und dann gibt es ein siebentes als Draufgabe. — —

Ausnahmslos besitzen sie ihre geistreiche, witzig pointierte Note und ihre sanfte, apart melodische Linie. Es sprüht aus ihnen, vor allem aber aus der Eigenart des Vortrags von Josma Selim eine wirklich wienerische Anmut, die sich aufs glücklichste mit einer fast französichen Pikanterie vermählt. — —

Was den beiden besonders hoch anzurechnen ist: daß bei ihnen, obwohl sie in der Nähe der Mitternachtsstunde auftreten, nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet; daß in ihren Darbietungen die Zote nicht ihr Unwesen treibt. — — So bleibt uns nichts übrig, als zum Schluß zu sagen: freuen wir uns, daß wir die beiden haben, wenn sie nicht zufällig auf einer Auslandstournée begriffen sind . . .

Das muß ein erstklassiger Viveur sein. Freilich, daß nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet, glaube ich nicht, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß jeder Gedankenstrich die schalkhafte Enttäuschung immer der nämlichen Erwartung ausdrückt. Und es ist da ein glücklicher Zufall, daß in der nämlichen Nummer eine der entzückenden Chansons des Meisters veröffentlicht wird, geistreich, witzig pointiert und mit sanfter, apart melodischer Linie:

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht,
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

Abschied am Kupeefenster.

»Leb' wohl, mein kleiner Prinz!
Ach, daß ich rasch vergesse
Den gestrigen schönen Tag, die heut'ge wilde Nacht! —
Die treuen Untertanen lesen beim Frühstück morgen in der Presse:
»Seine Hoheit, Prinz Franz, haben den gestrigen Tag und die Nacht auf der Jagd verbracht.«
Und reisen Sie recht gut, zwar mach' ich mir nicht Sorgen,
Denn Ihr Waggon-lit ist wirklich exquisit,
Und schlafen Sie . . . Sie brauchen's! . . . Damit man nicht am Ende morgen
Die dunklen Schatten unter Ihren Augen gar zu deutlich sieht!
Und morgen früh erweckt Sie Glockenklang,
Böllerschüsse, Trommel und Gesang —
Feierlicher Empfang!
Des Bürgermeisters Töchterlein reicht Blumen zum Fenster, in Huldigungsdress . . .
Und noch jemand empfängt Sie . . . Ihre Frau . . . madame la princesse!
»Ach teure Gattin! Wie ich mich nach dir gesehnt hab'« —
»Ach teurer Gatte! Wie lang' ich die Ungeduld nach dir bezähmt hab' . . .«
So schwört Ihr Euch aufs neue,
Daß ihr hieltet hoch der Ehe Treue —
Und bei diesen reizenden Dialogen
Denkt sie des Pagen Reymond Saint-Cyr,
Mit dem sie . . . Marienlieder gesungen . . .
Genau, mein Prinz, wie du mit mir! —
Leb' wohl, mein kleiner Prinz!
Ich liebe dich so . . . pst! Ihr Adjutant! . . .
Es ist nicht opportun, daß er diese Worte höre —
Ich küsse Hoheit untertänigst die erlauchte Hand
Und danke für die hohe Ehre!«

Ralph Benatzky.

Der alte Löwi begleitet seinen Sohn zur Bahn und verabschiedet sich von ihm mit den Worten: »Leb wohl, Josef, fahr' mit Gott!« Josef: »Wos redest du do, Tate, wird Gott fahren dritte Klass'?«

Man versteht. Der Prinz war nicht auf der Jagd, sondern er hat — also man versteht. Während die »Untertanen« glauben, hat er in Wahrheit. Während es nicht opportun ist, daß der eigene Adjutant diese Worte hört, dürfen es die Eingeweihten. Woher die dunklen Schatten unter seinen Augen kommen, auf die ihn die Urheberin beim Abschied aufmerksam macht, wird nicht direkt gesagt, doch die Phantasie erhält einen gewissen Spielraum. Madame la princesse war aber inzwischen auch nicht faul. Sie hat mit dem Pagen (Reymond Saint-Cyr heißt er ausgerechnet) — also sie hat mit ihm . . . Hier, wo in der Tat kein Gedankenstrich, aber drei Punkte vor dem Verbum die Spannung aufs höchste steigern und drei Punkte nach dem Verbum ein diskretes Abklingen bewirken, bleibt jedem Hörer noch etwas zu erraten übrig, und mancher dürfte beim Nachhausegehen oder ~~dann~~, vor dem Beischlafen/ murmeln: »Nuna, Marienlieder hat sie gesungen!« Mit einem Wort, wienerische Anmut vermählt sich aufs glücklichste mit einer fast französischen Pikanterie. (Nur um dieser zu noch stärkerem Nachdruck zu verhelfen, ~~erscheint~~ hier die gleich anschließende Geschichte vom alten Löwi mitzitiert.) Herz, was begehrst du noch mehr? Kein Zweifel, seit dieses Wien die »Kleinkunst« hat, werden auch die verwöhntesten Ansprüche befriedigt, und ich wäre neugierig zu erfahren, ob Banatzky leicht oder schwer schafft, ob er diese kapriziösen Dinge nur so aus dem Hemdärmel schüttelt oder ob er ringen muß. Ich stelle mir das gar nicht so einfach vor, ich könnte es nicht, aber es muß doch auch eine gewisse Selbstbefriedigung gewähren, so zu produzieren. Im Geistesleben der achtziger und neunziger Jahre wurde der ganze erotische Bedarf durch die ‚Pikanten Blätter', die ‚Bombe', die ‚Karikaturen' gedeckt, die höchstens noch von den ‚Pschütt-Karikaturen' übertrumpft werden konnten. Pschütt — das war die Losung des höchsten Sinnenkitzels. An der Kassa jedes Kaffeehauses lehnte der Lebemann, ein Individuum mit schütterem Haarboden, aufgedrehtem Schnurrbart und wässerigen Augen, deren eines von einem Glasscherben bedeckt war, in Zivil oder auch verkleidet, und man sah ihn in der nämlichen Stellung in den ‚Karikaturen' oder ‚Pschütt-Karikaturen', doch da war er von Fischer-Kostrand. Oft auch beugte er sich über ein Sofa, auf dem die Lebedame lag, immer die nämliche, völlig ausdruckslos und nur erschaffen, um den einen Dialog zu absolvieren, der sich immer um dasselbe Thema drehte. Revolverblätter, die nur ~~um~~ des Bankinserates ~~willen~~ erschienen, brachten, um es für die Verwaltungsräte schmackhafter zu machen, diese Lebedame als Zuwag, die durch eine gewisse Fülle für die Leere im und um das Bild zu entschädigen hatte, und der Brauch hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wo die alten Clichés in der Zeit der Generalversammlungen noch hin und wieder ~~verwendet werden~~ und ein hoher Busen von einer verschwundenen Erotik zeugt. Die Veredelung des Strichs war im Typus der »Büffetdame« erreicht und der äußerste Wüstling war der Balletonkel. Im Separee wartete der Erzherzog Otto auf die Speisinger-Finerl und ließ sich inzwischen die Zeit nicht lang werden, indem ihm der Klavierspieler »Ich bleib viel lieber doder, weil in Wien mein Himmelreich is« vorspielte, welches Lied er aber, wenn kein Klavierspieler da war, auch sich selbst mit einem Finger vorspielen konnte. Jedes Bordell hatte ein sogenanntes Milan-Zimmer, das der Novize mit Ehrfurcht betrachtete. Das feinere Freudenleben

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

beherrschte die Sachs, die mehr ein Begriff war als eine reale Kupplerin und die sich von den Richtern, die Prozesse wegen Kuppelei durchzuführen versuchten, dadurch unterschied, daß diese nicht unabsetzbar, sie aber unerreichbar war. In all dieser Zeit und während sich dies begab, gingen Männer mit Schlapphüten und architektonisch richtigen Christusbärten angetan auf der Ringstraße herum, das waren die Künstler. Gleichwohl muß gesagt werden, daß es eine reinlichere, wenngleich simplere Epoche war als jene, deren hurisches Avancement sich durch Gürtelröcke, Jazzband, Psychoanalyse, Raumbühne und alle Furien, die im Ruf »Der Abeeend —! Die Stundeee« —!« losgelassen sind, unverkennbar anzeigt. Gewiß, dieses Wien, das auf Gschnasfesten den Humor in seine Rechte treten sah wie etwas, in das man lieber nicht hineintritt, hatte seinen Schrecken, die wohl darin gipfelten, daß sich der Schick den Schan zugezogen hatte. Aber wie harmlos war dieser Gehirntumor, in den man wie in den damals aktuellen Schödl'schen Smoking hineinschliefen oder wie das Schödl'sche Sodawasser trinken und auch stehn lassen konnte, wie harmlos war der Schan im Vergleich zu dem Chatnoirischen, das man sich zugelegt hat und das durch den Schlaf ehemals friedlicher Hurengassen geht und dem Nachtleben einer Hausmeisterstadt ein wahres Montmartertum aufnötigt. Es ist nicht anders, als ob der Habfkuk, der zwei Jahre in Paris war, es dadurch beweisen wollte, daß er nicht Tabak, sondern Kokain schnupft. Da schon die Urbilder dieses Freudenrausches, der eine kriegsschuldige Welt erfaßt hat, nichts an Trostlosigkeit zu wünschen übrig lassen und man dem ausgesuchtesten Laster der Boulevards die Anerkennung nicht versagen kann, daß in ihm der nationale Haß durch eine Annäherung an den Berliner Geschmack abgebaut erscheint, so reicht keine Phantasie aus, den Grad von ungarischer Provinz zu ermessen, dem die Verpestung des Wiener Vergnügungsleben entgegenkommt. »Komm mit nach Warasdin!« lautet die erfolgreiche Einladung, der die Wiener Kultur nicht widerstehen kann, und die größte österreichische Provinzstadt scheint, unter den Zurufen einer entwicklungsfreudigen Publizistik, in ein Boulevardein verwandelt. Allen Fisimatenten von Expressionismus und Konstruktivismus zum Trotz, es ändert sich nichts als daß der Geschmack von Jahr zu Jahr rückständiger und die Stupidität fortgeschrittener wird, daß dem Massenbedürfnis immer mehr ein Kunstbetrieb entspricht, der in seiner Verbindung mit dem ordinärsten Freudenbetrieb, kurzum als die notdürftige musikalische und tänzerische Verbrämung der nackten Gewinnsucht, alles zu gewähren scheint, was das Herz begehrt. Und so sehr hat auch die künstlerische Organisation jener anderen Masse, an deren Erziehungsfähigkeit zu verzweifeln tragisch wäre, die Forderungen der Zeit erfaßt, daß sie außerhalb der Feste, die sie auf dem Trümmerfeld der Theaterkunst feiert, und wenn sie nicht gerade mit bühnenreformerischen Grotesken ein épater le prolétaire wagt, diesen mit den Brosamen nein, den ~~süßen~~ Mehlspeisresten ~~ausspeist~~

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

die von der Tafel der Bourgeoistheater abfallen, welche sie großmütig ernährt, ohne ihre wirtschaftliche Übermacht auch nur zu dem Versuch zu mißbrauchen, auf eine Verbesserung der Nahrung zu dringen. Denn keine Revolution ~~vermöchte etwas gegen~~ das Gesetz der Trägheit. Und wenn wir am Ende das kulturelle Fazit allen Umschwungs ziehen, so dürfte sich — nebst der Errungenschaft, daß Gewerkschaftsfunktionäre, die sich mit Theaterdirektoren schlagen sollten, ihnen Operetten liefern, in denen eine Gräfin einen bürgerlichen heiratet oder umgekehrt — herausstellen, daß eine Inhaltsangabe des »Fräuleins aus 1001 Nacht« die purste geistige Wirklichkeit dieses Lebens darstellt, auf einem Niveau auf dem das Erraten dessen, was madame la princesse inzwischen gemacht hat, während Seine Hoheit nicht auf der Jagd war, zu einer Gehirnleistung wird und Benatzky zum losesten Cupido, der je die Götter des Olymps an der Nase herumgeführt hat. Die Bühnenrevolutionäre können sich getrost Zeit lassen, recht viel von jener, der sie ihre Kunst aufkonstruieren wollen. Die einzige Brücke, die zum Publikum führt, schlagen die Champagnerbudiker, die ja bereits alle vorrätigen Kräfte den Theaterdirektoren ausgespannt haben. ~~Wenn~~ die Konkurrenz von Nepp und Kino dem Theater überhaupt noch einen Spielraum läßt, so muß es diesen nicht ausbauen, sondern ~~ausliefern~~. Die schlaueren Bühnenreformer, die nicht nur Snob, sondern auch Mob gewinnen wollen, wissen ganz gut, daß die Entwicklung, und wenn sie noch so sehr tut als ob sie des esoterischen Aufputzes nicht entbehren könnte, die Szene bloß nach der Richtung erweitert, daß sie zum Restaurant wird. Herr Reinhardt, ein Mann, der's mit der Zeit wahrlich aufnehmen kann, die ihm seit zwanzig Jahren aufsitzt, und der erfaßt hat, daß wie einst den Göttern der Kaufmann, so jetzt dem Schieber die Künstler gehören, hat in Wien, wo er die Sträußel-Säle eröffnete und für warme Küche nach Schluß der Vorstellung sorgte, zwar erfolgreich, aber dramaturgisch doch nicht radikal genug eingesetzt. Es muß während der Vorstellung gefressen werden! »Reinhardt neues Berliner Theater ist ein Logentheater und erhält eine besondere Note durch die Aufstellung kleiner Tische in den Logen-Vorräumen, so daß die Gäste in den Pausen an Ort und Stelle werden speisen können.« Herz, was begehrst du noch mehr? Etwa, daß die Kleinkunstbühnen, wo schon längst vom Publikum coram musis gefressen wird, eine besondere Note erhalten durch die Aufstellung kleiner Betten in den Logen-Vorräumen, wo die Ausgeburten der Hölle höchstens durch das Lachen bei der Vorstellung, daß sie ~~nun selbst~~ Marienlieder singen, daran gehindert sind.

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

Herz, was begehrst du noch mehr?

Im Reiche des Dionysos, das jetzt wieder manchmal sogar bis 4 Uhr früh offen halten darf, dort, wo jeder Kaffeesieder seine »Prominenten« hat und die Burgschauspielerinnen angerückt kommen, um fürs liebe Brot geschwind noch ein bischen Tralala zu machen; in der Sphäre, die die Schmach der bürgerlichen Kultur im Betrieb der von ihr ruinierten und nun auch entehrten Kunst spiegelt, dort, wo das Champagnergeschäft geistige Vorwände braucht und zwischen zahnstochernden Schiebern jetzt auch die kostspieligsten Literaturkommis serviert werden; wo Theater, Kunst und Literatur sich herabgelassen haben, den Neppgewinn mit den dazu Berufenen zu teilen, und wo ganz bestimmt demnächst auch jeder Wäschelieferant seinen Conferencier haben wird nebst !!Jazzband!! und Herrn Slezak — eben dort sticht mir seit Jahren das seltsame Wortgebilde »Benatzky-Selim« in die Augen. »Ralph« ist ohneweiters als Attribut mondäner künstlerischer Betätigung verständlich. Aber »Josma« in Verbindung mit »Selim« hielt ich ursprünglich für eine Zigarette. Nicht einmal für eine, die wie »die gute Massary« über die ganze Breite der Friedrichstraße zwei Welten der Reklame verbindet, sondern für eine Sorte schlechthin. Allmählich wurde ich, den das Plakatwesen nicht seiner Bestimmung gemäß anzieht, sondern abstößt und zur Verschmähung der Ware animiert, allmählich wurde ich darauf aufmerksam, daß es sich in der Verbindung Benatzky-Selim um etwas Künstlerisches handelt und um einen Dual, dessen Reiz gerade in der Untrennbarkeit beruhen dürfte. So verhält es sich in der Tat und im Vorstellungsleben des Volkes sollen nach allem, was man hört, Verbindungen wie die von Tristan und Isolde, Hero und Leander, Riedel und Beutel, die für die Ewigkeit geschmiedet schienen, längst zurückgetreten sein vor dem Beispiel, das Benatzky-Selim tagtäglich einer zerrissenen Epoche gibt. Der Fall, daß einer der beiden Teile erkrankt, wodurch naturgemäß das Ganze undurchführbar wäre, kann nicht vorkommen, da sie, wie behauptet wird, nur gemeinsam erkranken. Als es jüngst tatsächlich der Fall war, hieß es, ein gemeinsamer Wespenstich — ursprünglich ~~Josma~~ Selim zugedacht, aber, um Benatzky nicht zurückzusetzen, aufgeteilt — habe sie zur Absage gezwungen. Nun brenne ich seit Jahren darauf, dieses Künstlerpaar, von dem eine ~~berauschende~~ Wirkung ausgehen soll, kennen zu lernen. Da das aber nicht zu machen ist, indem ich mir doch eben seit Jahren all das versagen muß, was andern Menschen das Herz pumpern macht — wie gern hätte ich zum Beispiel Hans Müller im »Pavillon« erlebt (in jenem Pavillon Törley, der auch bessere Zeiten gesehn hat, als dort noch Mausis ohne Literatur verkehrten) — da das also nicht zu machen ist, muß ich mir alles vorstellen und es geht auch so. Ja ich bilde mir ein, daß ich von der Art des Benatzky, die sicher moussierend ist, eine noch bessere Vorstellung habe als das Publikum, das ihm zuströmt, und glaube, daß ich des Erlebnisses Selim so völlig habhaft bin, daß ich es nachbilden könnte. Mein Eindruck ist, daß hier das Wiener Freudenleben endlich zu jener internationalen Note gelangt ist, die dem Geschmack der

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

ganz raffinierten Genießer entspricht, indem einerseits, bei Benatzky, die fine fleur des fin de siècle von einem five o'clock zum Ausdruck kommt, während anderseits, bei Selim, das gewisse Jenesaisquoi vorhanden ist. Beiden ist offenbar das zu eigen, was ich kürzlich in der Empfehlung einer Gehirnjauche, die zu einer neuen Separeemusik serviert wird, als die »Verbindung von Duft und Schlager« definiert fand. Ja, ohne Grund befindet sich nicht das Publikum in einem Taumel. Es gibt eben Erscheinungen, die einfach vorhanden sind und deren Wirkung man mit Analyse nicht beikommt. Wenn Meister Schönpflug eine Figur nur so hinstellt und man in Zweifel sein könnte, ob er eine offene Pappen oder eine hängende Zunge intendiert hat, so ist doch der Eindruck, der speziell beim christlichen Publikum entsteht, ein auf den ersten Blick gspaßiger, und eben dieses Publikum wird nicht umhin können, zu wiehern, wenn der urkomische Dr. Bergauer im Umgang mit der bloß komischen Alten die Daumen zu drehn, zu scheangeln und mit den Lippen zu bibbern beginnt, also das tut, was seit dem Gesangskomiker Stelzer zwischen Budweis und Klagenfurt halt in verfänglichen Situationen zu geschehen pflegt. (Ich habe ihn gesehen, den Unwiderstehlichen, nachdem ich ihn längst gekannt hatte.) Das sind die elementaren Wirkungen auf einem mehr volkstümlichen Niveau. Benatzky-Selim befriedigen die Ansprüche einer verwöhnteren Kultur und es ist die spezifische Schichte von Gourmands, die bei ihnen auf die Kosten kommt. Und doch. (Hier könnte man etwa fortsetzen: Und doch ist es eine dezente Note, die sie pflegen, im Gegensatz zu der mehr verruchten Erotik, die ein maitre de plaisier und zugleich arbiter elegantiarum wie Siegfried Geyer nach Wien gebracht hat, der drei Geyer-Bühnen leitet, les affaires sont les affaires, und den Zeitpunkt wahrnahm, wann das Publikum der rue de Rothenturm für Poiret mit etwas Grandguignol reif wurde.) Benatzky-Selim, stelle ich mir vor, deuten mehr an, als sie aussprechen, tändeln mit den Dingen, auf die es letzten Endes doch ankommt, und reizen das Publikum, welches speziell in »Etablissements« das unbestimmte Gefühl hat, daß alles ein Umweg zur geschlechtlichen Betätigung ist, indem sie das Ziel mehr verheimlichen als aufdecken. Ich stelle mir vor, daß alles nicht geradezu gesagt wird, sondern durch die Blume, ein Hauch, ein Zwinkern genügt da oft. Das ist das Geheimnis der Wirkung, welches darin besteht, das Geheimnis der Ursache nicht zu verraten, und doch. Aussprechen was ist, wie etwa Salten in ~~der~~ »Josephine Mutzenbacher« es getan hat, ist nicht Benatzky-Selims Sache. Auch spielen sich die Vorgänge meist nicht in den Niederungen des Freudenlebens ab, sondern es dürften Prinzessinnen und Pagen vorkommen und was sich da zwischen Taxushecken tut, dürfte mit ähnlicher Grazie höchstens noch getroffen sein, wenn Dörmann in die Saiten seiner Leier greift oder Krenes zu seinem Silberstift.

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

3

Das Champagnerpublikum, jahraus jahrein vor die Alternative gestellt, sich für einen Proleten, was kann er dafür, oder für eine Dirne, was liegt daran, zu entscheiden, liebt diese Abwechslung, durch ein Trällerliedchen zu erfahren, daß auch in höheren Kreisen, und selbst dort wo man es gar nicht glauben würde, etwa zwischen Nonnen und Mönchen (besser Abbés) ein lebhafter Geschlechtsverkehr herrscht. Selim macht gewiß einen frommen Augenaufschlag, wenn sie besonders Anzügliches, das ihr Benatzky da in den Mund legt, zu beichten hat, und ich sehe so deutlich das Schmunzeln derer, die das Glück haben, dabei zu sein, ich mache so jede Nuance von Darbietung und Empfängnis mit bis zu dem Punkt, wo der Göttergatte die Göttergattin anstößt und fragt, ob sie verstanden hat — daß es auch mich anregt und mein Nachtleben etwas Freude abbekommt. ~~Der sympathische Eindruck, den ich gewinne,~~ wird durch einen Blick in die Sonn- und Montagszeitung bestätigt, wo ein feiner Kenner die belebende Wirkung, die von Benatzky-Selim ausgeht, folgendermaßen bekundet:

— — irgendwo gibt es eine Oase, auf die das echte, richtige Chanson geflüchtet ist und wo es seine allerbeste Tradition zu wahren vermocht hat. Diese Oase befindet sich dort, wo das Künstlerpaar Selim-Benatzky jeweils auftritt.

— — Man sollte es nicht für möglich halten — aber hier gibt es eine Chansonnière, die über ein ganz vortreffliches Repertoire verfügt. Man könnte aber auch sagen: man begegnet in Dr. Ralph Benatzky sozusagen dem besten Vertreter seines Genres, der in Josma Selim eine geradezu ideale Interpretin besitzt.

Herz, was begehrst du noch mehr?

— — Das ist das Wunderbare bei den Benatzkys oder den Selims, bei den Ralphs oder den Josmas, daß sie inmitten der normalen Kabarettwüste Vollkommenes bieten. Vor allem ein vollkommenes Programm. Sechs Chansons, bitte sehr. Und dann gibt es ein siebentes als Draufgabe. — —

Ausnahmslos besitzen sie ihre geistreiche, witzig pointierte Note und ihre sanfte, apart melodische Linie. Es sprüht aus ihnen, vor allem aber aus der Eigenart des Vortrags von Josma Selim eine wirklich wienerische Anmut, die sich aufs glücklichste mit einer fast französichen Pikanterie vermählt. — —

Was den beiden besonders hoch anzurechnen ist: daß bei ihnen, obwohl sie in der Nähe der Mitternachtsstunde auftreten, nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet; daß in ihren Darbietungen die Zote nicht ihr Unwesen treibt. — — So bleibt uns nichts übrig, als zum Schluß zu sagen: freuen wir uns, daß wir die beiden haben, wenn sie nicht zufällig auf einer Auslandstournée begriffen sind . . .

Das muß ein erstklassiger Viveur sein. Freilich, daß nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet, glaube ich nicht, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß jeder Gedankenstrich die schalkhafte Enttäuschung immer der nämlichen Erwartung ausdrückt. Und es ist da ein glücklicher Zufall, daß in der nämlichen Nummer eine der entzückenden Chansons des Meisters veröffentlicht wird, geistreich, witzig pointiert und mit sanfter, apart melodischer Linie:

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

Dies nur nebenbei, ich hab's für alle Fälle mitgedruckt. Also man versteht. Der Prinz war nicht auf der Jagd, sondern er hat — also man versteht. Während die »Untertanen« glauben, hat er in Wahrheit. Während es nicht opportun ist, daß der eigene Adjutant diese Worte hört, dürfen es die Eingeweihten. Woher die dunklen Schatten unter seinen Augen kommen, auf die ihn die Urheberin beim Abschied aufmerksam macht, wird nicht direkt gesagt, doch die Phantasie erhält einen gewissen Spielraum. Madame la princesse war aber inzwischen auch nicht faul. Sie hat mit dem Pagen (Reymond Saint-Cyr heißt er ausgerechnet) — also sie hat mit ihm . . . Hier, wo in der Tat kein Gedankenstrich, aber drei Punkte vor dem Verbum die Spannung aufs höchste steigern und drei Punkte nach dem Verbum ein diskretes Abklingen bewirken, bleibt jedem Hörer noch etwas zu erraten übrig, und mancher dürfte beim Nachhausegehen oder später, vor dem Beischlafen, murmeln: »Nuna, Marienlieder hat sie gesungen!« Mit einem Wort, wienerische Anmut vermählt sich aufs glücklichste mit einer fast französischen Pikanterie. (Nur um dieser also zu noch stärkerem Nachdruck zu verhelfen, erscheint hier die gleich anschließende Geschichte vom alten Löwi mitzitiert.) Herz, was begehrst du noch mehr? Kein Zweifel, seit dieses Wien die »Kleinkunst« hat, werden auch die verwöhntesten Ansprüche befriedigt, und ich wäre neugierig zu erfahren, ob Banatzky leicht oder schwer schafft, ob er diese kapriziösen Dinge nur so aus dem Hemdärmel schüttelt oder ob er ringen muß. Ich stelle mir das gar nicht so einfach vor, ich könnte es nicht, aber es muß doch auch eine gewisse Selbstbefriedigung gewähren, so zu produzieren. Im Geistesleben der achtziger und neunziger Jahre wurde der ganze erotische Bedarf durch die ‚Pikanten Blätter', die ‚Bombe', die ‚Karikaturen' gedeckt, die höchstens noch von den ‚Pschütt-Karikaturen' übertrumpft werden konnten. Pschütt — das war die Losung des höchsten Sinnenkitzels. An der Kassa jedes Kaffeehauses lehnte der Lebemann, ein Individuum mit schütterem Haarboden, aufgedrehtem Schnurrbart und wässerigen Augen, deren eines von einem Glasscherben bedeckt war, in Zivil oder auch verkleidet, und man sah ihn in der nämlichen Stellung in den ‚Karikaturen' oder ‚Pschütt-Karikaturen', doch da war er von Fischer-Köystrand. Oft auch beugte er sich über ein Sofa, auf dem die Lebedame lag, immer die nämliche, völlig ausdruckslos und nur erschaffen, um den einen Dialog zu absolvieren, der sich immer um dasselbe Thema drehte. Revolverblätter, die nur wegen des Bankinserates erschienen, brachten, um es für die Verwaltungsräte schmackhafter zu machen, die Lebedame als Zuwag, die durch eine gewisse Fülle für die Leere im und um das Bild zu entschädigen hatte, und der Brauch hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wo die alten Clichés in der Zeit der Generalversammlungen noch hin und wieder auftauchen und ein hoher Busen von einer verschwundnen Erotik zeugt. Die Veredelung des Strichs war im Typus der »Büffetdame« erreicht und der äußerste Wüstling war der Balletonkel. Im Separee wartete der Erzherzog Otto auf die Speisinger-Finerl und ließ sich inzwischen die Zeit nicht lang werden, indem ihm der Klavierspieler »Ich bleib viel lieber doder, weil in Wien mein Himmelreich is«-vorspielte, welches Lied er aber, wenn kein Klavierspieler da war, auch sich selbst mit einem Finger vorspielen konnte. Jedes Bordell hatte ein sogenanntes Milan-Zimmer, das der Novize mit Ehrfurcht betrachtete. Das feinere Freudenleben

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

beherrschte die Sachs, die mehr ein Begriff war als eine reale Kupplerin und die sich von den Richtern, die Prozesse wegen Kuppelei durchzuführen versuchten, dadurch unterschied, daß diese nicht unabsetzbar, sie aber unerreichbar war. In all dieser Zeit und während sich dies begab, gingen Männer mit Schlapphüten und architektonisch richtigen Christusbärten angetan auf der Ringstraße herum, das waren die Künstler. Gleichwohl muß gesagt werden, daß es eine reinlichere, wenngleich simplere Epoche war als jene, deren hurisches Avancement sich durch Gürtelröcke, Jazzband, Psychoanalyse, Raumbühne und alle Furien, die im Ruf »Der Abeeend —! Die Stundeee« —!« losgelassen sind, unverkennbar anzeigt. Gewiß, dieses Wien, das auf Gschnasfesten den Humor in seine Rechte treten sah wie in etwas, in das man lieber nicht hineintritt, hatte seine Schrecken, die wohl darin gipfelten, daß sich der Schick den Schan zugezogen hatte. Aber wie harmlos war dieser Gehirntumor, in den man wie in den damals aktuellen Schödl'schen Smoking hineinschliefen oder den man wie das Schödl'sche Sodawasser trinken und auch stehn lassen konnte, wie harmlos war der Schan im Vergleich mit dem Schanoir, den man sich zugelegt hat, mit dem Freudengeräusch, das den Schlaf ehemals friedlicher Hurengassen durchdringt und dem Nachtleben der Hausmeisterstadt ein wahres Montmartertum aufnötigt. Es ist nicht anders, als ob der Habakuk, der zwei Jahre in Paris war, es dadurch beweisen wollte, daß er nicht Tabak, sondern Kokain schnupft. Da schon die Urbilder dieses Lusttaumels der eine kriegsschuldige Welt erfaßt hat, nichts an Trostlosigkeit zu wünschen übrig lassen und man dem ausgesuchtesten Laster der Boulevards die Anerkennung nicht versagen kann, daß in ihm der nationale Haß durch eine Annäherung an den Berliner Geschmack abgebaut erscheint, so reicht keine Phantasie aus, den Grad von ungarischer Provinz zu ermessen, dem die Verpestung des Wiener Vergnügungslebens entgegenkommt. »Komm mit nach Warasdin!« lautet die erfolgreiche Einladung, der die Wiener Kultur nicht widerstehen kann, und diese größte österreichische Provinzstadt scheint, unter den Zurufen einer entwicklungsfreudigen Publizistik, in ein Boulevardein verwandelt. Allen Fisimatenten von Expressionismus und Konstruktivismus zum Trotz, es ändert sich nichts als daß bei reicherer Illumination der Geschmack von Jahr zu Jahr rückständiger und die Stupidität fortgeschrittener wird, daß dem Massenbedürfnis immer mehr ein Kunstbetrieb entspricht, der in seiner Verbindung mit dem ordinärsten Freudenbetrieb, kurzum als die notdürftige musikalische und tänzerische Verbrämung der nackten Gewinnsucht, alles zu gewähren scheint, was das Herz begehrt. Und so sehr hat auch die künstlerische Organisation jener anderen Masse, an deren Erziehungsfähigkeit zu verzweifeln tragisch wäre, die Forderungen der Zeit erfaßt, daß sie außerhalb der Feste, die sie auf dem Trümmerfeld der Theaterkunst feiert, und wenn sie nicht gerade mit bühnenreformerischen Grotesken ein épater le prolétaire wagt, diesen mit den Brosamen füttert, nein, mit den kitschigen Mehlspeisfesten,

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

die von der Tafel der Bourgeoistheater abfallen, welche sie großmütig ernährt, ohne ~~ihre wirtschaftliche Übermacht~~ auch nur zu dem Versuch zu mißbrauchen, auf eine Verbesserung der Nahrung zu dringen. Denn durch keine Revolution wäre das Gesetz der Trägheit abzuschaffen. Und wenn wir am Ende das kulturelle Fazit allen Umschwungs ziehen, so dürfte sich — nebst der Errungenschaft, daß Gewerkschaftsfunktionäre, die sich mit Theaterdirektoren schlagen sollten, ihnen Operetten liefern, in ~~denen~~ eine Gräfin einen Bürgerlichen heiratet oder umgekehrt — so dürfte sich ~~wahrlich~~ herausstellen, daß eine Inhaltsangabe des »Fräuleins aus 1001 Nacht« die purste geistige Wirklichkeit dieses Lebens darstellt, auf einem Niveau, auf dem das Erraten dessen, was madame la princesse inzwischen gemacht hat, während Seine Hoheit nicht auf der Jagd war, zu einer Gehirnleistung wird und Benatzky zum losesten Cupido, der je die Götter des Olymps an der Nase herumgeführt hat. Die Bühnenrevolutionäre können sich getrost Zeit lassen, recht viel von jener, der sie ihre Kunst aufkonstruieren wollen. Die einzige Brücke, die zum Publikum führt, schlagen die Champagnerbudiker, die ja bereits alle vorrätigen Kräfte den Theaterdirektoren ausgespannt haben. Vorübergehende Stagnation durch Steuerdruck und Wirtschaftskrise kann die Entwicklung nicht aufhalten. ~~Sie~~ müßte von innen heraus ~~entstehen~~, durch den Ekel an der Verödung dessen, was für die Ödigkeit des Lebens entschädigen soll und nur noch die Wirkung der Quantität vermag. Doch eben dieses von allen Techniken anästhesierte Leben empfindet nicht einmal den Überdruß an der sozialen Elendsmiene, die das Narrengeschäft jetzt annimmt. ~~Die~~ »schlechten Zeiten« sind eine Steuer, die mehr als das moralische Gewissen der Gegenwart drückt, dem Schandgewerbe zusetzt. ~~Es ist~~ die Parodie eines Zeitwesens, welches den Lebenszweck an das Lebensmittel gebunden und den Konsumenten dem Händler dienstbar gemacht hat, ~~daß~~ nun auch das Gift darauf besteht, genossen zu werden, damit es erhalten bleibe, und ~~daß~~ der Beruf des Lustigmachers in so trauriger Welt seine Kunden erheitern will, um seinen Mann zu ernähren. Diese Menschheit, die wahrscheinlich zu leben hätte, wenn sie ihre Ware, in die sie ihre ganze Geistigkeit investiert hat, nicht bedienen müßte und nicht in ~~Interessen~~gruppen zerfiele, die von der gegenseitigen Ausplünderung leben wollen, diese Menschheit, gegen die es der Sozialismus wirklich schwer hat, Kulturtendenzen zu vertreten, wenn er damit die Nachtlokalbediensteten vor den Kopf stoßen könnte, diese

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

die von der Tafel der Bourgeoistheater abfallen, welche sie großmütig ernährt, ohne die mäzenalische Chance auch nur zu dem Versuch zu mißbrauchen, auf eine Verbesserung der Kunstlernahrung zu dringen. Denn durch keine Revolution wäre ja das Gesetz der Trägheit abzuschaffen. Und wenn wir am Ende das kulturelle Fazit allen Umschwungs ziehen, so dürfte sich — nebst der Errungenschaft, daß Gewerkschaftsfunktionäre, die sich mit Theaterdirektoren schlagen sollten, ihnen Operetten liefern, in welchen eine Gräfin einen Bürgerlichen heiratet oder umgekehrt — so dürfte sich also herausstellen, daß eine Inhaltsangabe des »Fräuleins aus 1001 Nacht« die purste geistige Wirklichkeit dieses Lebens darstellt, auf einem Niveau, auf dem das Erraten dessen, was madame la princesse inzwischen gemacht hat, während Seine Hoheit nicht auf der Jagd war, zu einer Gehirnleistung wird und Benatzky zum losesten Cupido, der je die Götter des Olymps an der Nase herumgeführt hat. Die Bühnenrevolutionäre können sich getrost Zeit lassen, recht viel von jener, der sie ihre Kunst aufkonstruieren wollen. Die einzige Brücke, die zum Publikum führt, schlagen die Champagnerbudiker, die ja bereits alle vorrätigen Kräfte den Theaterdirektoren ausgespannt haben. Vorübergehende Stagnation durch Steuerdruck und Wirtschaftskrise kann die Entwicklung nicht aufhalten und wenn diese Treffpunkte der Schakale dutzendweise verschwänden, was ja doch nicht ohne Aussicht auf Ersatz geschähe. Denn nach einem Blutregen wachsen mit den Betriebsstätten des Raubes die Saussoficis der Räuber wie die Pilze aus dem Erdboden und was Krieg und Inflation kulturell geschaffen haben, kann von der Sanierung nicht mehr abgebaut werden, und von der der Seelen schon gar nicht. Der Ruin des Freudengeschäfts, das auf dem Vorsatz der Kanaille basiert, der Welt die Haxen, die ihr noch geblieben ist, auszureißen, müßte von innen heraus erfolgen, durch den Ekel an der Verödung dessen, was für die Ödigkeit des Lebens entschädigen soll und nur noch die Wirkung der Quantität vermag. Doch eben dieses von allen Techniken anästhesierte Leben empfindet solchen Ekel nicht, nicht einmal den Überdruß an der sozialen Elendsmiene, die das Narrengeschäft jetzt annimmt, da »schlechte Zeiten« sind und eine Steuer, die mehr als das moralische Gewissen der Gegenwart drückt, dem Schandgewerbe zusetzt. Es ist die Parodie eines Zeitwesens, welches den Lebenszweck ~~an das~~ Lebensmittel ~~gebunden~~ und den Konsumenten dem Händler dienstbar gemacht hat, daß nun auch das Gift darauf besteht, genossen zu werden, damit es erhalten bleibe, und daß der Beruf des Lustigmachers in so trauriger Welt seine Kunden erheitern will, um seinen Mann zu ernähren. Der Mord an zwanzig Millionen Menschenkindern hat der bürgerlichen Presse nicht so viel ~~Arbeit~~ abgewonnen als das Schicksal jener, die von der Pleite der Unter- und Überhaltungslokale betroffen sind. Diese Menschheit, die wahrscheinlich zu leben hätte, wenn sie ihre Ware, in die sie ihre ganze Geistigkeit investiert hat, nicht bedienen müßte und nicht in Erwerbsgruppen zerfiele, die von der gegenseitigen Ausplünderung leben wollen, diese Menschheit, gegen die es der Sozialismus wirklich schwer hat, Kulturtendenzen zu vertreten, wenn er damit die Nachtlokalbediensteten vor den Kopf stoßen könnte, nein, diese

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Menschheit wird wohl nie mehr aus den schlechten Zeiten herauskommen und dann wird unter den überflüssigen Berufen, die in der Erhaltung ihrer Angehörigen eine Lebensnotwendigkeit erblicken, nicht das wahre Hurentum, das stumm duldet, sondern die sogenannte Kunst voran sein, über die brachliegende Fähigkeit zur Prostitution zu klagen und das Publikum an seine Konsumentenpflicht zu erinnern. Aber das sind nur vorübergehende Stockungen, die in Wahrheit die Technik der Reizmittel begünstigen. Nicht die schlechten Zeiten, sondern die schlechte Zeit hat das Bühnenwesen auf einen Punkt gebracht, wo es zu jeder szenischen Verwandlung fähig ist, und wenn die Konkurrenz von Nepp und Kino dem Theater überhaupt noch einen Spielraum läßt, so muß es diesen nicht ausbauen, sondern vertiefen. Die schlaueren Bühnenreformer, die nicht nur Snob, sondern auch Mob gewinnen wollen, wissen ganz gut, daß die Entwicklung, und wenn sie noch so sehr tut als ob sie des esoterischen Aufputzes nicht entbehren könnte, die Szene bloß nach der Richtung erweitert, ~~daß~~ sie zum Restaurant wird. Herr Reinhardt, ein Mann, der's mit der Zeit wahrlich aufnehmen kann, die ihm seit zwanzig Jahren aufsitzt, und der erfaßt hat, daß wie einst den Göttern der Kaufmann, so jetzt dem Schieber der Künstler gehört, hat in Wien, wo er die Sträussl-Säle eröffnete und für warme Küche nach Schluß der Vorstellung sorgte, zwar erfolgreich, aber dramaturgisch doch nicht radikal genug eingesetzt. Es muß während der Vorstellung gefressen werden! »Reinhardts neues Berliner Theater ist ein Logentheater und erhält eine besondere Note durch die Aufstellung kleiner Tische in den Logen-Vorräumen, so daß die Gäste in den Pausen an Ort und Stelle werden speisen können.« Herz, was begehrst du noch mehr? Etwa, daß die Kleinkunstbühnen, wo schon längst vom Publikum coram musis gefressen wird, eine besondere Note erhalten durch die Aufstellung kleiner Betten in den Logen-Vorräumen, wo die Ausgeburten der Hölle höchstens durch das Lachen ~~bei der Vorstellung~~, daß sie da Marienlieder singen könnten, daran gehindert sind.

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

Herz, was begehrst du noch mehr?

Im Reiche des Dionysos, das jetzt wieder manchmal sogar bis 4 Uhr früh offen halten darf, dort, wo jeder Kaffeesieder seine »Prominenten« hat und die ~~Burgschauspielerinnen~~ angerückt kommen, um ~~fürs liebe Brot~~ geschwind noch ein bischen Tralala zu machen; in der Sphäre, die die Schmach der bürgerlichen Kultur im Betrieb der von ihr ruinierten und nun auch entehrten Kunst spiegelt, dort, wo das Champagnergeschäft geistige Vorwände braucht und zwischen zahnstochernden Schiebern jetzt auch die kostspieligsten Literaturkommis serviert werden; wo Theater, Kunst und Literatur sich herabgelassen haben, den Neppgewinn mit den dazu Berufenen zu teilen, und wo ganz bestimmt demnächst auch jeder Wäschelieferant seinen Conferencier haben wird nebst !! Jazzband !! und Herrn Slezak — eben dort sticht mir seit Jahren das seltsame Wortgebilde »Benatzky-Selim« in die Augen. »Ralph« ist ohneweiters als Attribut mondäner künstlerischer Betätigung verständlich. Aber »Josma« in Verbindung mit »Selim« hielt ich ursprünglich für eine Zigarette. Nicht einmal für eine, die wie »die gute Massary« über die ganze Breite der Friedrichstraße zwei Welten der Reklame verbindet, sondern für eine Sorte schlechthin. Allmählich wurde ich, den das Plakatwesen nicht seiner Bestimmung gemäß anzieht, sondern abstößt und zur Verschmähung der Ware animiert, allmählich wurde ich darauf aufmerksam, daß es sich in der Verbindung Benatzky-Selim um etwas Künstlerisches handelt und um einen Dual, dessen Reiz gerade in der Untrennbarkeit beruhen dürfte. So verhält es sich in der Tat und im Vorstellungsleben des Volkes sollen nach allem, was man hört, Verbindungen wie die von Tristan und Isolde, Hero und Leander, Riedel und Beutel, die für die Ewigkeit geschmiedet schienen, längst zurückgetreten sein vor dem Beispiel, das Benatzky/Selim tagtäglich einer zerrissenen Epoche gibt. Der Fall, daß einer der beiden Teile erkrankt, wodurch naturgemäß das Ganze undurchführbar wäre, kann nicht vorkommen, da sie, wie behauptet wird, nur gemeinsam erkranken. Als es jüngst tatsächlich der Fall war, hieß es, ein gemeinsamer Wespenstich — ursprünglich Selim zugedacht, aber, um Benatzky nicht zurückzusetzen, aufgeteilt — habe sie zur Absage gezwungen. Nun brenne ich seit Jahren darauf, dieses Künstlerpaar, von dem eine faszinirende Wirkung ausgehen soll, kennen zu lernen. Da das aber nicht zu machen ist, indem ich mir doch eben seit Jahren all das versagen muß, was andern Menschen das Herz pumpern macht — wie gern hätte ich zum Beispiel Salten oder Hans Müller im »Pavillon« erlebt (in jenem Pavillon Törley, der auch bessere Zeiten gesehn hat, als dort noch Mausis ohne Literatur verkehrten) — da das also nicht zu machen ist, muß ich mir alles vorstellen und es geht auch so. Ja ich bilde mir ein, daß ich von der Art des Benatzky, die sicher moussierend ist, eine noch bessere Vorstellung habe als das Publikum, das ihm zuströmt, und glaube, daß ich des Erlebnisses Selim so völlig habhaft bin, daß ich es nachbilden könnte. Mein Eindruck ist, daß hier das Wiener Freudenleben endlich zu jener internationalen Note gelangt ist, die dem Geschmack der

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

Das Champagnerpublikum, jahraus jahrein vor die Alternative gestellt, sich für einen Proleten, was kann er dafür, oder für eine Dirne, was liegt daran, zu entscheiden, liebt diese Abwechslung, durch ein Trällerliedchen zu erfahren, daß auch in höheren Kreisen, und selbst dort wo man es gar nicht glauben würde, etwa zwischen Nonnen und Mönchen (besser Abbés) ein lebhafter Geschlechtsverkehr herrscht. Selim macht gewiß einen frommen Augenaufschlag, wenn sie besonders Anzügliches, das ihr Benatzky da in den Mund legt, zu beichten hat, und ich sehe so deutlich das Schmunzeln derer, die das Glück haben, dabei zu sein, ich mache so jede Nuance von Darbietung und Empfängnis mit bis zu dem Punkt, wo der Göttergatte die Göttergattin anstößt und fragt, ob sie verstanden hat — daß es auch mich anregt und mein Nachtleben etwas Freude abbekommt. Wenngleich nicht ohne ~~etwas~~ Neid. Und wenn ich bedenke, Benatzky ist Doktor wie Bergauer, Robert heißt Professor gar, soll primo loco für die Temesvarer Universität vorgeschlagen sein, dann wurmt's mich doppelt, daß ich nicht mein Doktorat gemacht habe, vielleicht wäre ich heute auch im Wiener Kunstleben eine Nummer, wenn nicht schon in Berlin eine Kanone. Das Bild, ~~das~~ ich mir von der Lebensfreude, die ich vom Hörensagen kenne, gemacht habe, wird durch einen Blick in die Sonn- und Montagszeitung bestätigt, wo ein feiner Kenner die belebende Wirkung, die von Benatzky-Selim ausgeht, folgendermaßen be~~kundet~~:

— — irgendwo gibt es eine Oase, auf die das echte, richtige Chanson geflüchtet ist und wo es seine allerbeste Tradition zu wahren vermocht hat. Diese Oase befindet sich dort, wo das Künstlerpaar Selim-Benatzky jeweils auftritt.

— — Man sollte es nicht für möglich halten — aber hier gibt es eine Chansonnière, die über ein ganz vortreffliches Repertoire verfügt. Man könnte aber auch sagen: man begegnet in Dr. Ralph Benatzky sozusagen dem besten Vertreter seines Genres, der in Josma Selim eine geradezu ideale Interpretin besitzt.

Herz, was begehrst du noch mehr?

— — Das ist das Wunderbare bei den Benatzkys oder den Selims, bei den Ralphs oder den Josmas, daß sie inmitten der normalen Kabarettwüste Vollkommenes bieten. Vor allem ein vollkommenes Programm. Sechs Chansons, bitte sehr. Und dann gibt es ein siebentes als Draufgabe. — —

Ausnahmslos besitzen sie ihre geistreiche, witzig pointierte Note und ihre sanfte, apart melodische Linie. Es sprüht aus ihnen, vor allem aber aus der Eigenart des Vortrags von Josma Selim eine wirklich wienerische Anmut, die sich aufs glücklichste mit einer fast französichen Pikanterie vermählt. — —

Was den beiden besonders hoch anzurechnen ist: daß bei ihnen, obwohl sie in der Nähe der Mitternachtsstunde auftreten, nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet; daß in ihren Darbietungen die Zote nicht ihr Unwesen treibt. — — So bleibt uns nichts übrig, als zum Schluß zu sagen: freuen wir uns, daß wir die beiden haben, wenn sie nicht zufällig auf einer Auslandstournée begriffen sind . . .

Das muß ein erstklassiger Viveur sein. Freilich, daß nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet, glaube ich nicht, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß jeder Gedankenstrich die schalkhafte Enttäuschung immer der nämlichen Erwartung ausdrückt. Und es ist da ein glücklicher Zufall, daß in der nämlichen Nummer eine der entzückenden Chansons des Meisters veröffentlicht wird, geistreich, witzig pointiert und mit sanfter, apart melodischer Linie:

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Dies nur nebenbei, ich hab's für alle Fälle mitgedruckt. Also man versteht. Der Prinz war nicht auf der Jagd, sondern er hat — also man versteht. Während die »Untertanen« glauben, hat er in Wahrheit. Während es nicht opportun ist, daß der eigene Adjutant diese Worte hört, dürfen es die Eingeweihten. Woher die dunklen Schatten unter seinen Augen kommen, auf die ihn die Urheberin beim Abschied aufmerksam macht, wird nicht direkt gesagt, doch die Phantasie erhält einen gewissen Spielraum. Madame la princesse war aber inzwischen auch nicht faul. Sie hat mit dem Pagen (Reymond Saint-Cyr heißt er ausgerechnet) — also sie hat mit ihm . . . Hier, wo in der Tat kein Gedankenstrich, aber drei Punkte vor dem Verbum die Spannung aufs höchste steigern und drei Punkte nach dem Verbum ein diskretes Abklingen bewirken, bleibt jedem Hörer noch etwas zu erraten übrig, und mancher dürfte beim Nachhausegehen oder später, vor dem Beischlafen, murmeln: »Nuna, Marienlieder hat sie gesungen!« Mit einem Wort, wienerische Anmut vermählt sich aufs glücklichste mit ~~einer~~ fast französischen Pikanterie. (Nur um dieser also zu noch stärkerem Nachdruck zu verhelfen, erscheint hier die gleich anschließende Geschichte vom alten Löwi mitzitiert.) Herz, was begehrst du noch mehr? Kein Zweifel, seit dieses Wien die »Kleinkunst« hat, werden auch die verwöhntesten Ansprüche befriedigt, und ich wäre neugierig zu erfahren, ob Banatzky leicht oder schwer schafft, ob er diese kapriziösen Dinge ~~nur~~ so aus dem Hemdärmel schüttelt oder ob er ringen muß. Ich stelle mir das gar nicht so einfach vor, ich könnte es nicht, aber es muß doch auch eine gewisse Selbstbefriedigung gewähren, so zu produzieren. Im Geistesleben der achtziger und neunziger Jahre wurde der ganze erotische Bedarf durch die ‚Pikanten Blätter', die ‚Bombe', die ‚Karikaturen' gedeckt, die höchstens noch von den ‚Pschütt-Karikaturen' übertrumpft werden konnten. Pschütt — das war die Losung des ~~höchsten~~ Sinnenkitzels. An der Kassa jedes Kaffeehauses lehnte der Lebemann, ein Individuum mit schütterem Haarboden, aufgedrehtem Schnurrbart und wässerigen Augen, deren eines von einem Glasscherben bedeckt war, in Zivil oder auch verkleidet, und man sah ihn in der nämlichen Stellung in den ‚Karikaturen' oder ‚Pschütt-Karikaturen', doch da war er von Fischer-Köystrand oder Lacy v. F. Oft auch beugte er sich über ein Sofa, auf dem die Lebedame lag, immer die nämliche, völlig ausdruckslos und nur erschaffen, um den einen Dialog zu absolvieren, der sich immer um dasselbe Thema drehte. Revolverblätter, die nur wegen des Bankinserates erschienen, brachten, um es für die Verwaltungsräte schmackhafter zu machen, die Lebedame als Zuwag, die durch eine gewisse Fülle für die Leere im und um das Bild zu entschädigen hatte, und der Brauch hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wo die alten Clichés in der Zeit der Generalversammlungen noch hin und wieder auftauchen und ein hoher Busen von einer verschwundnen ~~Erotik~~ zeugt. Die Veredelung des Strichs war im Typus der »Büffetdame« erreicht und der äußerste Wüstling war der Balletonkel. Im Separee wartete der Erzherzog Otto auf die Speisinger-Finerl und ließ sich inzwischen die Zeit nicht lang werden, indem ihm der Klavierspieler »Ich bleib viel lieber doder, weil in Wien mein Himmelreich is« vorspielte, welches Lied er aber, wenn kein Klavierspieler da war, auch sich selbst mit einem Finger vorspielen konnte. Jedes Bordell hatte ein sogenanntes Milan-Zimmer, das der Novize mit Ehrfurcht betrachtete. Das feinere Freudenleben

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

6

beherrschte die Sachs, die mehr ein Begriff war als eine reale Kupplerin und die sich von den Richtern, welche Prozesse wegen Kuppelei durchzuführen versuchten, dadurch unterschied, daß ~~dies~~ nicht unabsetzbar, sie aber ~~unerreich~~bar war. In all dieser Zeit und während sich dies begab, gingen Männer mit Schlapphüten und architektonisch richtigen Christusbärten angetan auf der Ringstraße herum, das waren die Künstler. Gleichwohl muß gesagt werden, daß es eine reinlichere, wenngleich simplere Epoche war als eine, deren hurisches Avancement sich durch Gürtelröcke, Jazzband, Psychoanalyse, Raumbühne und alle Furien, die im Ruf »Der Abeeend —! Die Stundeee« — !« losgelassen sind, unverkennbar anzeigt. Gewiß, jenes Wien, das auf Gschnasfesten den Humor in seine Rechte treten sah wie in etwas, in das man lieber nicht hineintritt, hatte seine Schrecken, die wohl darin gipfelten, daß sich der Schick den Schan zugezogen hatte. Aber wie harmlos war dieser Gehirntumor, in den man wie in den damals aktuellen Schödl'schen Smoking hineinschliefen oder den man wie das Schödl'sche Sodawasser trinken und auch stehn lassen konnte, wie harmlos war dieser Schan im Vergleich mit dem Schanoir, den man sich nachher zugelegt hat, mit dem Freudengeräusch, das den Schlaf ehemals friedlicher Hurengassen durchdringt und dem Nachtleben der Hausmeisterstadt ein wahres Montmartertum aufnötigt. Es ist nicht anders, als ob der Habakuk, der zwei Jahre in Paris war, es dadurch beweisen wollte, daß er nicht Tabak, sondern Kokain schnupft. Da schon die Urbilder dieses Lusttaumels, der eine kriegsschuldige Welt erfaßt hat, nichts an Trostlosigkeit zu wünschen übrig lassen und man dem ausgesuchtesten Laster der Boulevards die Anerkennung nicht versagen kann, daß in ihm der nationale Haß durch eine Annäherung an den Berliner Geschmack abgebaut erscheint, so reicht keine Phantasie aus, den Grad von ungarischer Provinz zu ermessen, dem die Verpestung des Wiener Vergnügungslebens entgegenkommt. »Komm mit nach Warasdin!« lautet die erfolgreiche Einladung, der die Wiener Kultur nicht widerstehen kann, und diese größte österreichische Provinzstadt scheint, unter den Zurufen einer entwicklungsfreudigen Publizistik, in ein Boulewardein verwandelt. Allen Fisimatenten von Expressionismus und Konstruktivismus zum Trotz, es ändert sich nichts, als daß bei reicherer Illumination der Geschmack von Jahr zu Jahr rückständiger und die Stupidität fortgeschrittener wird, daß dem Massenbedürfnis immer mehr ein Kunstbetrieb entspricht, der in seiner Verbindung mit dem ordinärsten Freudenbetrieb, kurzum als die notdürftige musikalische und tänzerische Verbrämung der nackten Gewinnsucht, alles zu gewähren scheint, was das Herz begehrt. Und so sehr hat auch die künstlerische Organisation jener anderen Masse, an deren Erziehungsfähigkeit zu verzweifeln tragisch wäre, die Forderungen der Zeit erfaßt, daß sie außerhalb der Feste, die sie auf dem Trümmerfeld der Theaterkunst feiert, und wenn sie nicht gerade mit bühnenreformerischen Grotesken ein épater le prolétaire wagt, eben diesen mit den Brosamen füttert, nein, mit den Resten von Mehlspeiskitsch,

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

die von der Tafel der Bourgeoistheater abfallen, welche sie großmütig ernährt, ohne die mäzenatische Chance auch nur zu dem Versuch zu mißbrauchen, auf eine Verbesserung der Kunstnahrung zu dringen. Denn durch keine Revolution wäre je das Gesetz der Trägheit abzuschaffen. Und wenn wir am Ende das kulturelle Fazit allen Umschwungs ziehen, so dürfte sich — nebst der Errungenschaft, daß Gewerkschaftsfunktionäre, die sich mit Theaterdirektoren schlagen sollten, ihnen Operetten liefern, in welchen eine Gräfin einen Bürgerlichen heiratet oder umgekehrt — so dürfte sich also herausstellen, daß eine Inhaltsangabe des »Fräuleins aus 1001 Nacht« die purste geistige Wirklichkeit dieses Lebens darstellt auf einem Niveau auf dem das Erraten dessen, was madame la princesse inzwischen gemacht hat, während Seine Hoheit nicht auf der Jagd war, zu einer Gehirnleistung wird und Benatzky zum losesten Cupido, der je die Götter des Olymps an der Nase herumgeführt hat. Die Bühnenrevolutionäre können sich getrost Zeit lassen, recht viel von jener, der sie ihre Kunst aufkonstruieren wollen. Die einzige Brücke, die zum Publikum führt, schlagen die Champagnerbudiker, die ja bereits alle vorrätigen Kräfte den Theaterdirektoren ausgespannt haben. Vorübergehende Stagnation durch Steuerdruck und Wirtschaftskrise kann die Entwicklung nicht aufhalten und wenn die Treffpunkte der Schakale dutzendweise verschwänden, was ja doch ~~nicht~~ ohne Aussicht auf Ersatz geschähe. Denn nach einem Blutregen wachsen mit den Betriebsstätten des Raubes die Saussoucis der Räuber wie die Pilze aus dem Erdboden und was Krieg und Inflation kulturell geschaffen haben, kann von der Sanierung nicht mehr abgebaut werden, und von der der Seelen schon gar nicht. Der Ruin des Freudengeschäfts, das auf dem Vorsatz der Kanaille basiert, der Welt die Haxen, die ihr noch geblieben ist, auszureißen, müßte von innen heraus erfolgen, durch den Ekel an der Verödung dessen, was für die Ödigkeit des Lebens entschädigen soll und nur noch die Wirkung der Quantität vermag. Doch eben dieses von allen Techniken anästhesierte Leben empfindet solchen Ekel nicht, nicht einmal den Überdruß an der sozialen Elendsmiene, die das Narrengeschäft jetzt annimmt, da schlechte Zeiten sind und eine Steuer, die mehr als das moralische Gewissen der Gegenwart drückt, dem Schandgewerbe zusetzt. Es ist die Parodie eines Zeitwesens, welches den Lebenszweck dem Lebensmittel unterworfen und den Konsumenten dem Händler dienstbar gemacht hat, daß nun auch das Gift darauf besteht, genossen zu werden, damit es erhalten bleibe, und daß der Beruf des Lustigmachers in so trauriger Welt seine Kunden erheitern will, um seinen Mann zu ernähren. Der Mord an zwanzig Millionen Menschenkindern hat der bürgerlichen Presse nicht so viel Anteil abgewonnen als das Schicksal jener, die von der Pleite der Unter- und Überhaltungslokale betroffen sind; was sich allerdings daraus erklären mag, daß auch sie dem Heldentod weniger abgewonnen hat als dem Hurenleben. So erscheint das geistige Wien in einen Chorus von Nachtlokalredakteuren verwandelt, der den Jammer der Zeit an den Konkursen einer Branche beklagt, deren Wohlstand den denkbar gemeinsten Kontrast zu jenem bildet. Diese Menschheit, die wahrscheinlich zu leben hätte, wenn sie ihre Ware, in die sie ihre ganze Geistigkeit investiert hat, nicht bedienen müßte und nicht in Erwerbsgruppen zerfiele, die von der gegenseitigen Ausplünderung leben wollen, diese Menschheit, gegen die es der Sozialismus wirklich schwer hat, Kulturtendenzen zu vertreten, wenn er damit die Nachtlokalbediensteten vor den Kopf stoßen könnte, nein, diese

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Menschheit wird wohl nie mehr aus den schlechten Zeiten herauskommen und dann wird unter den überflüssigen Berufen, die in der Erhaltung ihrer Angehörigen eine Lebensnotwendigkeit erblicken, nicht das wahre Hurentum, das stumm duldet, sondern immer die sogenannte Kunst voran sein, über die brachliegende Fähigkeit zur Prostitution zu klagen und das Publikum an seine Konsumentenpflicht zu erinnern. Aber das sind nur vorübergehende Stockungen, die in Wahrheit die Technik der Reizmittel begünstigen. Nicht die schlechten Zeiten, sondern die schlechte Zeit hat das Bühnenwesen auf einen Punkt gebracht, wo es zu jeder szenischen Verwandlung fähig ist, und wenn die Konkurrenz von Nepp und Kino dem Theater überhaupt noch einen Spielraum läßt, so muß es diesen nicht ausbauen, sondern vertiefen. Die schlaueren Bühnenreformer, die nicht nur Snob, sondern auch Mob gewinnen wollen, wissen ganz gut, daß die Entwicklung, und wenn sie noch so sehr tut als ob sie des esoterischen Aufputzes nicht entbehren könnte, die Szene bloß nach der Richtung erweitert, wo sie zum Restaurant wird. Herr Reinhardt, ein Mann, der's mit der Zeit wahrlich aufnehmen kann, die ihm seit zwanzig Jahren aufsitzt, und der erfaßt hat, daß wie einst den Göttern der Kaufmann, so jetzt dem Schieber der Künstler gehört, hat in Wien, wo er die Sträussl-Säle eröffnete und für warme Küche nach Schluß der Vorstellung sorgte, zwar erfolgreich, aber dramaturgisch doch nicht radikal genug eingesetzt. Es muß während der Vorstellung gefressen werden! »Reinhardts neues Berliner Theater ist ein Logentheater und erhält eine besondere Note durch die Aufstellung kleiner Tische in den Logen-Vorräumen, so daß die Gäste in den Pausen an Ort und Stelle werden speisen können.« Herz, was begehrst du noch mehr? Etwa, daß die Kleinkunstbühnen, wo schon längst vom Publikum coram musis gefressen wird, eine besondere Note erhalten durch die Aufstellung kleiner Betten in den Logen-Vorräumen, wo die Ausgeburten der Hölle höchstens durch das Lachen über die Möglichkeit, ~~daß sie da~~ Marienlieder singen ~~könnten~~ daran gehindert sind.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Herz, was begehrst du noch mehr?

Im Reiche des Dionysos, das jetzt wieder manchmal sogar bis 4 Uhr früh offen halten darf, dort, wo jeder Kaffeesieder seine »Prominenten« hat und die ~~Burgschauspielerinnen~~ angerückt kommen, um geschwind noch ein bischen Tralala zu machen; in der Sphäre, die die Schmach der bürgerlichen Kultur im Betrieb der von ihr ruinierten und nun auch entehrten Kunst spiegelt, dort, wo das Champagnergeschäft geistige Vorwände braucht und zwischen zahnstochernden Schiebern jetzt auch die kostspieligsten Literaturkommis serviert werden; wo Theater, Kunst und Literatur sich herabgelassen haben, den Neppgewinn mit den dazu Berufenen zu teilen, und wo ganz bestimmt demnächst auch jeder Wäschelieferant seinen Conferencier haben wird nebst !! Jazzband !! und Herrn Slezak — eben dort sticht mir seit Jahren das seltsame Wortgebilde »Benatzky-Selim« in die Augen. »Ralph« ist ohneweiters als Attribut mondäner künstlerischer Betätigung verständlich. Aber »Josma« in Verbindung mit »Selim« hielt ich ursprünglich für eine Zigarette. Nicht einmal für eine, die wie »die gute Massary« über die ganze Breite der Friedrichstraße zwei Welten der Reklame verbindet, sondern für eine Sorte schlechthin. Allmählich wurde ich, den das Plakatwesen nicht seiner Bestimmung gemäß anzieht, sondern abstößt und zur Verschmähung der Ware animiert, allmählich wurde ich darauf aufmerksam, daß es sich in der Verbindung Benatzky-Selim um etwas Künstlerisches handelt und um einen Dual, dessen Reiz gerade in der Untrennbarkeit beruhen dürfte. So verhält es sich in der Tat und im Vorstellungsleben des Volkes sollen nach allem, was man hört, Verbindungen ~~wie die von~~ Tristan und Isolde, Hero und Leander, Riedel und Beutel, die für die Ewigkeit geschmiedet schienen, längst zurückgetreten sein vor dem Beispiel, das Benatzky und Selim tagtäglich einer zerrissenen Epoche geben. Der Fall, daß einer der beiden Teile erkrankt, wodurch naturgemäß das Ganze undurchführbar wäre, kann nicht vorkommen, da sie, wie behauptet wird, nur gemeinsam erkranken. Als es jüngst tatsächlich der Fall war, hieß es, ein gemeinsamer Wespenstich — ursprünglich Selim zugedacht, aber, um Benatzky nicht zurückzusetzen, aufgeteilt — habe sie zur Absage gezwungen. Nun brenne ich seit Jahren darauf, dieses Künstlerpaar, von dem eine faszinirende Wirkung ausgehen soll, ~~kennen zu lernen~~. Da das aber nicht zu machen ist, indem ich mir doch eben seit Jahren all das versagen muß, was andern Menschen das Herz pumpern ~~macht~~ — wie gern hätte ich zum Beispiel Salten oder Hans Müller im »Pavillon« erlebt (in jenem Pavillon Törley, der auch bessere Zeiten gesehn hat, als dort noch Mausis ohne Literatur verkehrten) — da das also nicht zu machen ist, muß ich mir alles vorstellen und es geht auch so. Ja ich bilde mir ein, daß ich von der Art des Benatzky, die sicher moussierend ist, eine noch bessere Vorstellung habe als das Publikum, das ihm zuströmt, und glaube, daß ich des Erlebnisses Selim so völlig habhaft bin, daß ich es nachbilden könnte. Mein Eindruck ist, daß hier das Wiener Freudenleben endlich zu jener ~~internationalen~~ Note gelangt ist, die dem Geschmack der

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

ganz raffinierten Genießer entspricht, indem einerseits, bei Benatzky, die fine fleur des fin de siècle von einem five o'clock zum Ausdruck kommt, während anderseits, bei Selim, das gewisse Jenesaisquoi vorhanden ist. Beiden ist offenbar das zu eigen, was ich kürzlich in der Empfehlung einer Gehirnjauche, die zu einer neuen Separeemusik serviert wird, als die »Verbindung von Duft und Schlager« definiert fand. Ja, ohne Grund befindet sich nicht das Publikum in einem Taumel. Es gibt eben Erscheinungen, die einfach vorhanden sind und deren Wirkung man mit Analyse nicht beikommt. Wenn Meister Schönpflug eine Figur nur so hinstellt und man in Zweifel sein könnte, ob er eine offene Pappen oder eine hängende Zunge intendiert hat, so ist doch der Eindruck, der speziell beim christlichen Publikum entsteht, ein auf den ersten Blick gspaßiger, und eben dieses Publikum wird nicht umhin können, zu wiehern, wenn der urkomische Dr. Bergauer im Umgang mit der bloß komischen Alten die Daumen zu drehn, zu scheangeln und mit den Lippen zu bibbern beginnt, also das tut, was seit dem Gesangskomiker Stelzer zwischen Budweis und Klagenfurt halt in verfänglichen Situationen zu geschehen pflegt. (Ich habe ihn gesehen, den Unwiderstehlichen, nachdem ich ihn längst gekannt hatte.) Das sind die elementaren Wirkungen auf einem mehr volkstümlichen Niveau. Benatzky-Selim befriedigen die Ansprüche einer verwöhnteren Kultur und es ist die spezifische Schichte von Gourmands, die bei ihnen auf die Kosten kommt. Und doch. (Hier könnte man etwa fortsetzen: Und doch ist es eine dezente Note, die sie pflegen, im Gegensatz zu der mehr verruchten Erotik, die ein maitre de plaisier und zugleich arbiter elegantiarum wie Siegfried Geyer nach Wien gebracht hat, der drei Geyer-Bühnen leitet, les affaires sont les affaires, und den Zeitpunkt wahrnahm, wann das Publikum der rue de Rothenturm für Poiret mit etwas Grandguignol reif wurde.) Benatzky-Selim, stelle ich mir vor, deuten mehr an, als sie aussprechen, tändeln mit den Dingen, auf die es letzten Endes doch ankommt, und reizen das Publikum, welches speziell in »Etablissements« das unbestimmte Gefühl hat, daß alles ein Umweg zur geschlechtlichen Betätigung ist, indem sie das Ziel mehr verheimlichen als aufdecken. Ich stelle mir vor, daß alles nicht geradezu gesagt wird, sondern durch die Blume, ein Hauch, ein Zwinkern genügt da oft. Das ist das Geheimnis der Wirkung, welches darin besteht, das Geheimnis der Ursache nicht zu verraten, und doch. Aussprechen was ist, wie etwa Salten in seiner »Josephine Mutzenbacher« es getan hat, ist nicht Benatzky-Selims Sache. Auch spielen sich die Vorgänge meist nicht in den Niederungen des Freudenlebens ab, sondern es dürften Prinzessinnen und Pagen vorkommen und was sich da zwischen Taxushecken tut, dürfte mit ähnlicher Grazie höchstens noch getroffen sein, wenn Dörmann in die Saiten seiner Leier greift oder Krenes zu seinem Silberstift.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist aber wachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

— Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Das Champagnerpublikum, jahraus jahrein vor die Alternative gestellt, sich für einen Proleten, was kann er dafür, oder für eine Dirne, was liegt daran, zu entscheiden, liebt diese Abwechslung, durch ein Trällerliedchen zu erfahren, daß auch in höheren Kreisen, und selbst dort wo man es gar nicht glauben würde, etwa zwischen Nonnen und Mönchen (besser Abbés) ein lebhafter Geschlechtsverkehr herrscht. Selim macht gewiß einen frommen Augenaufschlag, wenn sie besonders Anzügliches, das ihr Benatzky da in den Mund legt, zu beichten hat, und ich sehe so deutlich das Schmunzeln derer, die das Glück haben, dabei zu sein, ich mache so jede Nuance von Darbietung und Empfängnis mit bis zu dem Punkt, wo der Göttergatte die Göttergattin ~~anstößt~~ und fragt, ob sie verstanden hat — daß es auch mich anregt und mein Nachtleben etwas Freude abbekommt. Wenngleich nicht ohne ein Alzerl Neid. Und wenn ich bedenke, Benatzky ist Doktor wie Bergauer, Robert heißt Professor gar, soll primo loco für ~~Hie~~ Temesvar ~~Universität~~ vorgeschlagen sein, dann wurmt's mich ~~doppelt~~, daß ich nicht mein Doktorat gemacht habe, vielleicht wäre ich heute auch im Wiener Kunstleben eine Nummer, wenn nicht schon in Berlin eine Kanone. Das Bild nun, welches ich mir von der Lebensfreude, die ich vom Hörensagen kenne, gemacht habe, wird durch einen Blick in die Sonn- und Montagszeitung bestätigt, wo ein feiner Kenner die belebende Wirkung, die von Benatzky-Selim ausgeht, folgendermaßen bezeugt:

— — irgendwo gibt es eine Oase, auf die das echte, richtige Chanson geflüchtet ist und wo es seine allerbeste Tradition zu wahren vermocht hat. Diese Oase befindet sich dort, wo das Künstlerpaar Selim-Benatzky jeweils auftritt.

— — Man sollte es nicht für möglich halten — aber hier gibt es eine Chansonnière, die über ein ganz vortreffliches Repertoire verfügt. Man könnte aber auch sagen: man begegnet in Dr. Ralph Benatzky sozusagen dem besten Vertreter seines Genres, der in Josma Selim eine geradezu ideale Interpretin besitzt.

Herz, was begehrst du noch mehr?

— — Das ist das Wunderbare bei den Benatzkys oder den Selims, bei den Ralphs oder den Josmas, daß sie inmitten der normalen Kabarettwüste Vollkommenes bieten. Vor allem ein vollkommenes Programm. Sechs Chansons, bitte sehr. Und dann gibt es ein siebentes als Draufgabe. — —

Ausnahmslos besitzen sie ihre geistreiche, witzig pointierte Note und ihre sanfte, apart melodische Linie. Es sprüht aus ihnen, vor allem aber aus der Eigenart des Vortrags von Josma Selim eine wirklich wienerische Anmut, die sich aufs glücklichste mit einer fast französichen Pikanterie vermählt. — —

Was den beiden besonders hoch anzurechnen ist: daß bei ihnen, obwohl sie in der Nähe der Mitternachtsstunde auftreten, nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet; daß in ihren Darbietungen die Zote nicht ihr Unwesen treibt. — — So bleibt uns nichts übrig, als zum Schluß zu sagen: freuen wir uns, daß wir die beiden haben, wenn sie nicht zufällig auf einer Auslandstournée begriffen sind . . .

Das muß ein erstklassiger Viveur sein. Freilich, daß nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet, glaube ich nicht, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß jeder Gedankenstrich die schalkhafte Enttäuschung immer der nämlichen Erwartung ausdrückt. Und es ist da ein glücklicher Zufall, daß in der nämlichen Nummer eine der entzückenden Chansons des Meisters veröffentlicht wird, geistreich, witzig pointiert und mit sanfter, apart melodischer Linie:

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Das Champagnerpublikum, jahraus jahrein vor die Alternative gestellt, sich für einen Proleten, was kann er dafür, oder für eine Dirne, was liegt daran, zu entscheiden, liebt diese Abwechslung, durch ein Trällerliedchen zu erfahren, daß auch in höheren Kreisen, und selbst dort wo man es gar nicht glauben würde, etwa zwischen Nonnen und Mönchen (besser Abbés) ein lebhafter Geschlechtsverkehr herrscht. Selim macht gewiß einen frommen Augenaufschlag, wenn sie besonders Anzügliches, das ihr Benatzky da in den Mund legt, zu beichten hat, und ich sehe so deutlich das Schmunzeln derer, die das Glück haben, dabei zu sein, ich mache so jede Nuance von Darbietung und Empfängnis mit bis zu dem Punkt, wo der Göttergatte die Göttergattin stupft und fragt, ob sie verstanden hat — daß es auch mich anregt und mein Nachtleben etwas Freude abbekommt. Wenngleich nicht ohne ein Alzerl Neid. Und wenn ich bedenke, Benatzky ist Doktor wie Bergauer, Robert heißt Professor gar, soll primo loco für Temesvar vorgeschlagen sein, dann wurmt's mich, daß ich nicht mein Doktorat gemacht habe, vielleicht wäre ich heute auch im Wiener Kunstleben eine Nummer, wenn schon nicht in Berlin eine Kanone. Das Bild nun, welches ich mir von der Lebensfreude, die ich vom Hörensagen kenne, gemacht habe, wird durch einen Blick in die Sonn- und Montagszeitung bestätigt, wo ein feiner Kenner die belebende Wirkung, die von Benatzky-Selim ausgeht, folgendermaßen bezeugt:

— — irgendwo gibt es eine Oase, auf die das echte, richtige Chanson geflüchtet ist und wo es seine allerbeste Tradition zu wahren vermocht hat. Diese Oase befindet sich dort, wo das Künstlerpaar Selim-Benatzky jeweils auftritt.

— — Man sollte es nicht für möglich halten — aber hier gibt es eine Chansonnière, die über ein ganz vortreffliches Repertoire verfügt. Man könnte aber auch sagen: man begegnet in Dr. Ralph Benatzky sozusagen dem besten Vertreter seines Genres, der in Josma Selim eine geradezu ideale Interpretin besitzt.

Herz, was begehrst du noch mehr?

— — Das ist das Wunderbare bei den Benatzkys oder den Selims, bei den Ralphs oder den Josmas, daß sie inmitten der normalen Kabarettwüste Vollkommenes bieten. Vor allem ein vollkommenes Programm. Sechs Chansons, bitte sehr. Und dann gibt es ein siebentes als Draufgabe. — —

Ausnahmslos besitzen sie ihre geistreiche, witzig pointierte Note und ihre sanfte, apart melodische Linie. Es sprüht aus ihnen, vor allem aber aus der Eigenart des Vortrags von Josma Selim eine wirklich wienerische Anmut, die sich aufs glücklichste mit einer fast französichen Pikanterie vermählt. — —

Was den beiden besonders hoch anzurechnen ist: daß bei ihnen, obwohl sie in der Nähe der Mitternachtsstunde auftreten, nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet; daß in ihren Darbietungen die Zote nicht ihr Unwesen treibt. — — So bleibt uns nichts übrig, als zum Schluß zu sagen: freuen wir uns, daß wir die beiden haben, wenn sie nicht zufällig auf einer Auslandstournée begriffen sind . . .

Das muß ein erstklassiger Viveur sein. Freilich, daß nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet, glaube ich nicht, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß jeder Gedankenstrich die schalkhafte Enttäuschung immer der nämlichen Erwartung ausdrückt. Und es ist da ein glücklicher Zufall, daß in der nämlichen Nummer eine der entzückenden Chansons des Meisters veröffentlicht wird, geistreich, witzig pointiert und mit sanfter, apart melodischer Linie:

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Das Champagnerpublikum, jahraus jahrein vor die Alternative gestellt, sich für einen Proleten, was kann er dafür, oder für eine Dirne, was liegt daran, zu entscheiden, liebt diese Abwechslung, durch ein Trällerliedchen zu erfahren, daß auch in höheren Kreisen, und selbst dort wo man es gar nicht glauben würde, etwa zwischen Nonnen und Mönchen (besser Abbés) ein lebhafter Geschlechtsverkehr herrscht. Selim macht gewiß einen frommen Augenaufschlag, wenn sie besonders Anzügliches, das ihr Benatzky da in den Mund legt, zu beichten hat, und ich sehe so deutlich das Schmunzeln derer, die das Glück haben, dabei zu sein, ich mache so jede Nuance von Darbietung und Empfängnis mit bis zu dem Punkt, wo der Göttergatte die Göttergattin stupft und fragt, ob sie verstanden hat — daß es auch mich anregt und mein Nachtleben etwas Freude abbekommt. Wenngleich nicht ohne ein Alzerl Neid. Und wenn ich bedenke, Benatzky ist Doktor wie Bergauer, Robert heißt Professor gar, soll primo loco für Temesvar vorgeschlagen sein, dann wurmt's mich, daß ich nicht mein Doktorat gemacht habe, vielleicht wäre ich heute auch im Wiener Kunstleben eine Nummer, wenn schon nicht in Berlin eine Kanone. Das Bild nun, welches ich mir von der Lebensfreude, die ich vom Hörensagen kenne, gemacht habe, wird durch einen Blick in die Sonn- und Montagszeitung bestätigt, wo ein feiner Kenner die erfrischende Wirkung, die von Benatzky-Selim ausgeht, folgendermaßen bezeugt:

— — irgendwo gibt es eine Oase, auf die das echte, richtige Chanson geflüchtet ist und wo es seine allerbeste Tradition zu wahren vermocht hat. Diese Oase befindet sich dort, wo das Künstlerpaar Selim-Benatzky jeweils auftritt.

— — Man sollte es nicht für möglich halten — aber hier gibt es eine Chansonnière, die über ein ganz vortreffliches Repertoire verfügt. Man könnte aber auch sagen: man begegnet in Dr. Ralph Benatzky sozusagen dem besten Vertreter seines Genres, der in Josma Selim eine geradezu ideale Interpretin besitzt.

Herz, was begehrst du noch mehr?

— — Das ist das Wunderbare bei den Benatzkys oder den Selims, bei den Ralphs oder den Josmas, daß sie inmitten der normalen Kabarettwüste Vollkommenes bieten. Vor allem ein vollkommenes Programm. Sechs Chansons, bitte sehr. Und dann gibt es ein siebentes als Draufgabe. — —

Ausnahmslos besitzen sie ihre geistreiche, witzig pointierte Note und ihre sanfte, apart melodische Linie. Es sprüht aus ihnen, vor allem aber aus der Eigenart des Vortrags von Josma Selim eine wirklich wienerische Anmut, die sich aufs glücklichste mit einer fast französichen Pikanterie vermählt. — —

Was den beiden besonders hoch anzurechnen ist: daß bei ihnen, obwohl sie in der Nähe der Mitternachtsstunde auftreten, nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet; daß in ihren Darbietungen die Zote nicht ihr Unwesen treibt. — — So bleibt uns nichts übrig, als zum Schluß zu sagen: freuen wir uns, daß wir die beiden haben, wenn sie nicht zufällig auf einer Auslandstournée begriffen sind . . .

Das muß ein erstklassiger Viveur sein. Freilich, daß nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet, glaube ich nicht, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß jeder Gedankenstrich die schalkhafte Enttäuschung immer der nämlichen Erwartung ausdrückt. Und es ist da ein glücklicher Zufall, daß in der nämlichen Nummer eine der entzückenden Chansons des Meisters veröffentlicht wird, geistreich, witzig pointiert und mit sanfter, apart melodischer Linie:

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht:

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

4

Abschied am Kupeefenster.

»Leb' wohl, mein kleiner Prinz!
Ach, daß ich rasch vergesse
Den gestrigen schönen Tag, die heut'ge wilde Nacht! —
Die treuen Untertanen lesen beim Frühstück morgen in der Presse:
»Seine Hoheit, Prinz Franz, haben den gestrigen Tag und die Nacht auf der Jagd verbracht.«
Und reisen Sie recht gut, zwar mach' ich mir nicht Sorgen,
Denn Ihr Waggon-lit ist wirklich exquisit,
Und schlafen Sie . . . Sie brauchen's! . . . Damit man nicht am Ende morgen
Die dunklen Schatten unter Ihren Augen gar zu deutlich sieht!
Und morgen früh erweckt Sie Glockenklang,
Böllerschüsse, Trommel und Gesang —
Feierlicher Empfang!
Des Bürgermeisters Töchterlein reicht Blumen zum Fenster, in Huldigungsdress . . . .
Und noch jemand empfängt Sie . . . Ihre Frau . . . madame la princesse!
»Ach teure Gattin! Wie ich mich nach dir gesehnt hab'« —
»Ach teurer Gatte! Wie lang' ich die Ungeduld nach dir bezähmt hab' . . .«
So schwört Ihr Euch aufs neue,
Daß ihr hieltet hoch der Ehe Treue —
Und bei diesen reizenden Dialogen
Denkt sie des Pagen Reymond Saint-Cyr,
Mit dem sie . . . Marienlieder gesungen . . .
Genau, mein Prinz, wie du mit mir! —
Leb' wohl, mein kleiner Prinz!
Ich liebe dich so . . . pst! Ihr Adjutant! . . .
Es ist nicht opportun, daß er diese Worte höre —
Ich küsse Hoheit untertänigst die erlauchte Hand
Und danke für die hohe Ehre!«

Ralph Benatzky.

Der alte Löwi begleitet seinen Sohn zur Bahn und verabschiedet sich von ihm mit den Worten: »Leb wohl, Josef, fahr' mit Gott!« Josef: »Wos redest du do, Tate, wird Gott fahren dritte Klass'?«

(Dies nur nebenbei, ich hab's für alle Fälle mitgedruckt.) Also man versteht. Der Prinz war nicht auf der Jagd, sondern er hat — also man versteht. Während die »Untertanen« glauben, hat er in Wahrheit. Während es nicht opportun ist, daß der eigene Adjutant diese Worte hört, dürfen es die Eingeweihten. Woher die dunklen Schatten unter seinen Augen kommen, auf die ihn die Urheberin beim Abschied aufmerksam macht, wird nicht direkt gesagt, doch die Phantasie erhält einen gewissen Spielraum. Madame la princesse war aber inzwischen auch nicht faul. Sie hat mit dem Pagen (Reymond Saint-Cyr heißt er ausgerechnet) — also sie hat mit ihm . . . Marienlieder gesungen . . . Hier, wo in der Tat kein Gedankenstrich, aber drei Punkte vor dem Verbum die Spannung aufs höchste steigern und drei Punkte nach dem Verbum ein diskretes Abklingen bewirken, bleibt jedem Hörer noch etwas zu erraten übrig, und mancher dürfte beim Nachhausegehen oder später, vor dem Beischlafen, murmeln: »Nu na, Marienlieder hat sie gesungen!« Mit einem Wort, wienerische Anmut vermählt sich aufs glücklichste mit fast französischer Pikanterie. (Nur um dieser also zu noch stärkerem Nachdruck zu verhelfen, erscheint hier die gleich anschließende Geschichte vom alten Löwi mitzitiert.) Herz, was begehrst du noch mehr? Kein Zweifel, seit dieses Wien die »Kleinkunst« hat, werden auch die verwöhntesten Ansprüche befriedigt, und ich wäre nur neugierig zu erfahren, ob Banatzky leicht oder schwer schafft, ob er diese kapriziösen Dinge bloß so aus dem Hemdärmel schüttelt oder ob er ringen muß. Ich stelle mir das gar nicht so einfach vor, ich könnte es nicht, aber es muß doch auch eine gewisse Selbstbefriedigung gewähren, so zu produzieren. Im Geistesleben der achtziger und neunziger Jahre wurde der ganze erotische Bedarf durch die ‚Pikanten Blätter', die ‚Bombe', die ‚Karikaturen' gedeckt, die höchstens noch von den ‚Pschütt-Karikaturen' übertrumpft werden konnten. Pschütt — das war die Losung des äußersten Sinnenkitzels. An der Kassa jedes Kaffeehauses lehnte der Lebemann, Standbild der Männerschwäche, ein Individuum mit schütterem Haarboden, aufgedrehtem Schnurrbart und wässerigen Augen, deren eines von einem Glasscherben bedeckt war, in Zivil oder auch verkleidet, und man sah ihn in der nämlichen Stellung in den ‚Karikaturen' oder ‚Pschütt-Karikaturen', doch da war er von Fischer-Köystrand oder von Lacy v. F. und sah aus wie die Folgen ausschweifender Lebensweise. Oft auch beugte er sich über ein Sofa, auf dem die Lebedame lag, immer die nämliche, völlig ausdruckslos und nur erschaffen, um den einen Dialog zu absolvieren, der sich immer um dasselbe Thema drehte. Revolverblätter, die nur wegen des Bankinserates erschienen, brachten, um es für die Verwaltungsräte schmackhafter zu machen, die Lebedame als Zuwag, die durch eine gewisse Fülle für die Leere im und um das Bild zu entschädigen hatte, und der Brauch hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wo die alten Clichés in der Zeit der Generalversammlungen noch hin und wieder auftauchen und ein hoher Busen von einer verschwundnen Pracht zeugt. Die Veredelung des Strichs war im Typus der »Büffetdame« erreicht und der äußerste Wüstling war der Balletonkel. Im Separee wartete der Erzherzog Otto auf die Speisinger-Finerl und ließ sich inzwischen die Zeit nicht lang werden, indem ihm der Klavierspieler »Ich bleib viel lieber doder, weil in Wien mein Himmelreich is« vorspielte, welches Lied er aber, wenn kein Klavierspieler da war, auch sich selbst mit einem Finger vorspielen konnte. Jedes Bordell hatte ein sogenanntes Milan-Zimmer, das der Novize mit Ehrfurcht betrachtete. Das feinere Freudenleben

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu eigen zu machen und bis zu gleichem Tiefen zu steigern mit stemmlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und [illegible] Wangen, in jener [illegible] Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will als Burdach wirklich auf infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Genie, meint er, beruhe auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

Ich war gestern auf dem Untersberg, und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Gipfeleck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

beherrschte die Sachs, die mehr ein Begriff war als eine reale Kupplerin und die sich von den Richtern, welche Prozesse wegen Kuppelei durchzuführen versuchten, dadurch unterschied, daß jene nicht unabsetzbar, sie aber unvorladbar war. In all dieser Zeit und während sich dies begab, gingen Männer mit Schlapphüten und architektonisch richtigen Christusbärten angetan auf der Ringstraße herum, das waren die Künstler. Gleichwohl muß gesagt werden, daß es eine reinlichere, wenngleich simplere Epoche war als eine, deren hurisches Avancement sich durch Gürtelröcke, Jazzband, Psychoanalyse, Raumbühne und alle Furien, die im Ruf »Der Abeeend —! Die Stundeee« —!« losgelassen sind, unverkennbar anzeigt. Gewiß, jenes Wien, das auf Gschnasfesten den Humor in seine Rechte treten sah wie in etwas, in das man lieber nicht hineintritt, hatte seine Schrecken, die wohl darin gipfelten, daß sich der Schick den Schan zugezogen hatte. Aber wie harmlos war dieser Gehirntumor, in den man wie in den damals aktuellen Schödl'schen Smoking hineinschliefen oder den man wie das Schödl'sche Sodawasser trinken und auch stehn lassen konnte, wie harmlos war dieser Schan im Vergleich mit dem Schanoir, den man sich nachher zugelegt hat, mit dem Freudengeräusch, das den Schlaf ehemals friedlicher Hurengassen durchdringt und dem Nachtleben der Hausmeisterstadt ein wahres Montmartertum aufnötigt. Es ist nicht anders, als ob der Habakuk, der zwei Jahre in Paris war, es dadurch beweisen wollte, daß er nicht Tabak, sondern Kokain schnupft. Da schon die Urbilder dieses Lusttaumels, der eine kriegsschuldige Welt erfaßt hat, nichts an Trostlosigkeit zu wünschen übrig lassen und man dem ausgesuchtesten Laster der Boulevards die Anerkennung nicht versagen kann, daß in ihm der nationale Haß durch eine Annäherung an den Berliner Geschmack abgebaut erscheint, so reicht keine Phantasie aus, den Grad von ungarischer Provinz zu ermessen, dem die Verpestung des Wiener Vergnügungslebens entgegenkommt. »Komm mit nach Warasdin!« lautet die erfolgreiche Einladung, der die Wiener Kultur nicht widerstehen kann, und diese größte österreichische Provinzstadt scheint, unter den Zurufen einer entwicklungsfreudigen Publizistik, in ein Boulewardein verwandelt. Als ein Zeichen ~~starker~~ Konstitution beruhigt dabei freilich der Durchbruch des spezifischen Schwachsinns, der der lokalen Fröhlichkeit die Note erhält. Ich glaube sie in einer Melodie nicht verfehlt zu haben, die mir jüngst in meinem bewegten Nachtleben, aus hundert fernen Bars herangetragen, trotz der schlechten Zeiten durch den Sinn zog:

Ach holde Pipsi,
Mein Schatz, ich lieb Sie.
»Sie Herzensdieb Sie!«
Sagt drauf die Pipsi.

Ich litt sehr und kann nur sagen: trotz Marinetti ~~und~~ allen Fisimatenten von Expressionismus und Konstruktivismus zum Trotz, es ändert sich nichts, als daß bei reicherer Illumination der Geschmack von Jahr zu Jahr rückständiger und die Stupidität fortgeschrittener wird, daß dem Massenbedürfnis immer mehr ein Kunstbetrieb entspricht, der in seiner Verbindung mit dem ordinärsten Freudenbetrieb, kurzum als die notdürftige musikalische und tänzerische Verbrämung der nackten Gewinnsucht, alles zu gewähren scheint, was das Herz begehrt. Und so sehr hat auch die künstlerische Organisation jener anderen Masse, an deren Erziehungsfähigkeit zu verzweifeln tragisch wäre, die Forderungen der Zeit erfaßt, daß sie außerhalb der Feste, die sie auf dem Trümmerfeld der Theaterkunst feiert, und wenn sie nicht gerade mit bühnenreformerischen Grotesken ein épater le prolétaire wagt, eben diesen mit den Brosamen füttert, nein, mit den Resten von Mehlspeiskitsch,

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

beherrschte die Sachs, die mehr ein Begriff war als eine reale Kupplerin und die sich von den Richtern, welche Prozesse wegen Kuppelei durchzuführen versuchten, dadurch unterschied, daß jene nicht unabsetzbar, sie aber unvorladbar war. In all dieser Zeit und während sich dies begab, gingen Männer mit Schlapphüten und architektonisch richtigen Christusbärten angetan auf der Ringstraße herum, das waren die Künstler. Gleichwohl muß gesagt werden, daß es eine reinlichere, wenngleich simplere Epoche war als eine, deren hurisches Avancement sich durch Gürtelröcke, Jazzband, Psychoanalyse, Raumbühne und alle Furien, die im Ruf »Der Abeeend —! Die Stundeee« —!« losgelassen sind, unverkennbar anzeigt. Gewiß, jenes Wien, das auf Gschnasfesten den Humor in seine Rechte treten sah wie in etwas, in das man lieber nicht hineintritt, hatte seine Schrecken, die wohl darin gipfelten, daß sich der Schick den Schan zugezogen hatte. Aber wie harmlos war dieser Gehirntumor, in den man wie in den damals aktuellen Schödl'schen Smoking hineinschliefen oder den man wie das Schödl'sche Sodawasser trinken und auch stehn lassen konnte, wie harmlos war dieser Schan im Vergleich mit dem Schanoif, den man sich nachher zugelegt hat, mit dem Freudengeräusch, das den Schlaf ehemals friedlicher Hurengassen durchdringt und dem Nachtleben der Hausmeisterstadt ein wahres Montmartertum aufnötigt. Es ist nicht anders, als ob der Habakuk, der zwei Jahre in Paris war, es dadurch beweisen wollte, daß er nicht Tabak, sondern Kokain schnupft. Da schon die Urbilder dieses Lusttaumels, der eine kriegsschuldige Welt erfaßt hat, nichts an Trostlosigkeit zu wünschen übrig lassen und man dem ausgesuchtesten Laster der Boulevards die Anerkennung nicht versagen kann, daß in ihm der nationale Haß durch eine Annäherung an den Berliner Geschmack abgebaut erscheint, so reicht keine Phantasie aus, den Grad von ungarischer Provinz zu ermessen, dem die Verpestung des Wiener Vergnügungslebens entgegenkommt. »Komm mit nach Warasdin!« lautet die erfolgreiche Einladung, der die Wiener ~~Kultur~~ nicht widerstehen ~~kann~~, und diese größte österreichische Provinzstadt scheint, unter den Zurufen einer entwicklungsfreudigen Publizistik, in ein Boulewärdein verwandelt. Als ein Zeichen gesunder Konstitution beruhigt dabei freilich der Durchbruch des spezifischen Schwachsinns, der der lokalen Fröhlichkeit die Note erhält. Ich glaube sie in einer Melodie nicht verfehlt zu haben, die mir jüngst in meinem bewegten Nachtleben, aus hundert fernen Bars herangetragen, trotz den schlechten Zeiten durch den Sinn zog:

Ach ~~holde~~ Pipsi,
Mein Schatz, ich lieb Sie.
»Sie Herzensdieb Sie!«
Sagt drauf die Pipsi.

Ich litt sehr und kann nur sagen: trotz Marinetti (kein Pupperl, sondern ein Futurist), allen Fisimatenten von Expressionismus und Konstruktivismus ~~zum Trotz~~ es ändert sich nichts, als daß bei reicherer Illumination ~~der Geschmack~~ von Jahr zu Jahr ~~rückständiger und~~ die Stupidität fortgeschrittener wird, daß dem Massenbedürfnis immer mehr ein Kunstbetrieb entspricht, der in seiner Verbindung mit dem ordinärsten Freudenbetrieb, ~~kurzum~~ als die notdürftige musikalische und tänzerische Verbrämung der nackten Gewinnsucht alles zu gewähren scheint, was das Herz begehrt. Und so sehr hat auch die künstlerische Organisation jener anderen Masse, an deren Erziehungsfähigkeit zu verzweifeln tragisch wäre, die Forderungen der Zeit erfaßt, daß sie außerhalb der Feste, die sie auf dem Trümmerfeld der Theaterkunst feiert, und wenn sie nicht gerade mit bühnenreformerischen Grotesken ein épater le prolétaire wagt, eben diesen mit den Brosamen füttert, nein, mit den Resten von Mehlspeiskitsch,

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

7

die von der Tafel der Bourgeoistheater abfallen, welche sie großmütig ernährt, ohne die mäzenatische Chance auch nur zu dem Versuch zu mißbrauchen, auf eine Verbesserung der Kunstnahrung zu dringen. Denn durch keine Revolution wäre je das Gesetz der Trägheit abzuschaffen. Und wenn wir am Ende das kulturelle Fazit allen Umschwungs ziehen, so dürfte sich — nebst der Errungenschaft, daß Gewerkschaftsfunktionäre, die sich mit Theaterdirektoren schlagen sollten, ihnen Operetten liefern, in welchen eine Gräfin einen Bürgerlichen heiratet oder umgekehrt — so dürfte sich also herausstellen, daß eine Inhaltsangabe des »Fräuleins aus 1001 Nacht« die purste geistige Wirklichkeit dieses Lebens darstellt und daß wir uns auf einem Niveau befinden, auf dem das Erraten dessen, was madame la princesse inzwischen gemacht hat, während Seine Hoheit nicht auf der Jagd war, zu einer Gehirnleistung wird und Benatzky zum losesten Cupido, der je die Götter des Olymps an der Nase herumgeführt hat. Die Bühnenrevolutionäre können sich getrost Zeit lassen, recht viel von jener, der sie ihre Kunst aufkonstruieren wollen. Die einzige Brücke, die zum Publikum führt, schlagen die Champagnerbudiker, die ja bereits alle vorrätigen Kräfte den Theaterdirektoren ausgespannt haben. Vorübergehende Stagnation durch Steuerdruck und Wirtschaftskrise kann die Entwicklung nicht aufhalten und wenn die Treffpunkte der Schakale dutzendweise verschwänden, was ja doch nie ohne Aussicht auf Ersatz geschähe. Denn nach einem Blutregen wachsen mit den Betriebsstätten des Raubes die Saussoucis der Räuber wie die Pilze aus dem Erdboden und was Krieg und Inflation kulturell geschaffen haben, kann von der Sanierung nicht mehr abgebaut werden, und von der der Seelen schon gar nicht. Der Ruin des Freudengeschäfts, das auf dem Vorsatz der Kanaille basiert, der Welt die Haxen, die ihr noch geblieben ist, auszureißen, müßte von innen heraus erfolgen, durch den Ekel an der Verödung dessen, was für die Ödigkeit des Lebens entschädigen soll und nur noch die Wirkung der Quantität vermag. Doch eben dieses von allen Techniken anästhesierte Leben empfindet solchen Ekel nicht, nicht einmal den Überdruß an der sozialen Elendsmiene, die das Narrengeschäft jetzt annimmt, da »schlechte Zeiten« sind und eine Steuer, die mehr als das moralische Gewissen der Gegenwart drückt, dem Schandgewerbe zusetzt. Es ist die Parodie eines Zeitwesens, welches den Lebenszweck dem Lebensmittel unterworfen und den Konsumenten dem Händler dienstbar gemacht hat, daß nun auch das Gift darauf besteht, genossen zu werden, damit es erhalten bleibe, und daß der Beruf des Lustigmachers in so trauriger Welt seine Kunden erheitern will, um seinen Mann zu ernähren. Der Mord an zwanzig Millionen Menschenkindern hat der bürgerlichen Presse nicht so viel Anteil abgewonnen als das Schicksal jener, die von der Pleite der Unter- und Überhaltungslokale betroffen sind; was sich allerdings daraus erklären mag, daß auch sie dem Heldentod weniger abgewonnen hat als dem Hurenleben. So erscheint das geistige Wien in einen Chorus von Nachtlokalredakteuren verwandelt, der den Jammer der Zeit an den Konkursen einer Branche beklagt, deren Wohlstand doch den denkbar grimmigsten Kontrast zu jenem bildet. Diese Menschheit, die wahrscheinlich zu leben hätte, wenn sie ihre Ware, in die sie ihre ganze Geistigkeit investiert hat, nicht bedienen müßte und nicht in Erwerbsgruppen zerfiele, die von der gegenseitigen Ausplünderung leben wollen, diese Menschheit, gegen die es der Sozialismus wirklich schwer hat, Kulturtendenzen zu vertreten, wenn er damit die Nachtlokalbediensteten vor den Kopf stoßen könnte, nein, diese

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

8

Menschheit wird wohl nie mehr aus den schlechten Zeiten herauskommen und dann wird unter den überflüssigen Berufen, die in der Erhaltung ihrer Angehörigen eine Lebensnotwendigkeit erblicken, nicht das wahre Hurentum, das stumm duldet, sondern immer die sogenannte Kunst voran sein, über die brachliegende Fähigkeit zur Prostitution zu klagen und das Publikum an seine Konsumentenpflicht zu erinnern. Aber das sind nur vorübergehende Stockungen, die in Wahrheit die Technik der Reizmittel begünstigen. Nicht die schlechten Zeiten, sondern die schlechte Zeit hat das Bühnenwesen auf einen Punkt gebracht, wo es zu jeder szenischen Verwandlung fähig ist, und wenn die Konkurrenz von Nepp und Kino dem Theater überhaupt noch einen Spielraum läßt, so muß es diesen nicht ausbauen, sondern vertiefen. Die schlaueren Bühnenreformer, die nicht nur Snob, sondern auch Mob gewinnen wollen, wissen ganz gut, daß die Entwicklung, und wenn sie noch so sehr tut als ob sie des esoterischen Aufputzes nicht entbehren könnte, die Szene bloß nach der Richtung erweitert, wo sie zum Restaurant wird. Herr Reinhardt, ein Mann, der's mit der Zeit wahrlich aufnehmen kann, die ihm seit zwanzig Jahren aufsitzt, und der erfaßt hat, daß wie einst den Göttern der Kaufmann, so jetzt der Künstler dem Schieber gehört, hat in Wien, wo er die Sträussl-Säle eröffnete und für warme Küche nach Schluß der Vorstellung sorgte, zwar erfolgreich, aber dramaturgisch doch nicht radikal genug eingesetzt. Es muß während der Vorstellung gefressen werden! »Reinhardts neues Berliner Theater ist ein Logentheater und erhält eine besondere Note durch die Aufstellung kleiner Tische in den Logen-Vorräumen, so daß die Gäste in den Pausen an Ort und Stelle werden speisen können.« Herz, was begehrst du noch mehr? Etwa, daß die Kleinkunstbühnen, wo schon längst vom Publikum coram musis gefressen wird, eine besondere Note erhalten durch die Aufstellung kleiner Betten in den Logen-Vorräumen, wo die Ausgeburten der Hölle höchstens durch das Lachen über die Möglichkeit, daß sie da Marienlieder singen könnten, daran gehindert ~~sind.~~/

...

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *